



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

Viertes Kapitel. Die flachgedeckte Basilika in Westeuropa.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81352)

Viertes Kapitel.

Die flachgedeckte Basilika in Westeuropa.

LITTERATUR. — *Willemin*: Monuments français inédits. 2 vol. Paris 1806. 2^o. — *Whittington*: An historical survey of the ecclesiastical antiquities of France, 2. ed. London 1811. 8^o. — *Alexandre de Laborde*: Monuments de la France. 2 vol. 2^o. 1816 bis 1836. — *Taylor, Nodier et de Cailleux*: Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France. 19 vol. 2^o. 1820—64. — *Chapuy*: Cathédrales françaises. 1826—31. 4^o. — *Ramée et Chapuy*: Moyen-âge monumental. 3 vol. 2^o. 1843. — Archives de la commission des monuments historiques. 4 vol. gr. 2^o. 1855—72. — *Anthyme Saint-Paul*: Histoire monumentale de la France. 1883. 8^o. — *A. de Baudot*: Eglises de bourgs et villages. 2 vol. 4^o. 1867. — *A. de Caumont*: Histoire sommaire de l'architecture. 1838. 8^o. — *Derselbe*: Abécédaire d'archéologie. 5 éd. Caen 1870. 8^o. — *Batissier*: Eléments d'archéologie nationale. 1843. 12^o. — *Viollet-le-Duc*: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle. 2 éd. Paris 1875. 10 vol. 8^o. — *Th. Inkersley*: Romanesque and pointed archt. in France. London 1850. 8^o. — *Quicherat*: De l'architecture romane. (Revue archéologique, t. VIII. 1851). — *Derselbe*: Fragment d'un cours d'archéologie (enthält die romanische Baukunst in Frankreich), in Mélanges d'archéologie et d'histoire. Paris 1886. 8^o.

Fortlaufende Jahrespublikationen: *Bulletin monumental*, seit 1834. — *Bulletin des comités historiques*, seit 1849. — *Revue archéologique*, seit 1844. — *Congrès archéologiques de la France*, seit 1834. — *Revue générale de l'architecture*, publiée par César Daly, seit 1840.

1. Einleitung.

Die Denkmäler, aus denen wir unsere, leider höchst unvollständig gebliebenen, Vorstellungen von der fränkischen Baukunst im karolingischen Jahrhundert abzuleiten versuchten, fanden sich sämtlich in Austrien, in den Grenzen des späteren deutschen Reiches. Auf dem westfränkischen Boden dagegen hat sich nur ein einziges authentisches Karolingerwerk, der kleine Zentralbau von Germigny-des-Près bis in

unsere Tage erhalten¹⁾. Indes bezeugen Geschichtsschreiber und Urkunden, dass auch im Westreich unter Karl und seinen nächsten Nachfolgern der Kirchenbau eine sehr lebhaft Thätigkeit entfaltet hat, und es würde schon ein langes Register abgeben, wenn wir auch nur die uns mit Namen genannten Gründungen aufzählen wollten²⁾. In welchem Umfange in ihnen etwa Versuche zur Umbildung der herkömmlichen Bauformen schon hervortraten, lässt sich nicht einmal ahnen; nur so viel ist gewiss, dass es daran überhaupt nicht gefehlt hat³⁾. Dieser reichen karolingischen Bauproduktion war nur ein kurzes Dasein beschieden. Man kennt die schreckliche Bedeutung, die der Name der Normannen in der Geschichte dieser Zeit erlangte. Die Flüsse, deren Mündungen sie in Besitz nahmen, trugen ihre Schiffe bis tief ins Innere des Landes: die Saone führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis über Orleans hinaus, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen ward weit und breit wüste gelegt. Und vielleicht noch gründlicher betrieben an der Küste des Mittelmeeres und den Ufern der Rhone die Sarazenen das Zerstörungswerk. Beide waren Feinde des christlichen Glaubens. Die noch durchweg nach Basilikenart konstruierten Kirchengebäude zu vernichten machte ihnen leichte Arbeit: ein Funke genügte, um in Eile Dach und Decke in einen einzigen Flammenherd zu verwandeln, die Säulen oder Pfeiler zerbarsten in der Glut und die von ihnen getragenen Mauern stürzten zusammen. Was den heidnischen Räubern entgangen war, ging in den inneren Unruhen dieser Zeit, wo ein Krieg aller gegen alle entbrannt zu sein schien, zu Grunde oder wurde ein Opfer des Baueifers der folgenden Jahrhunderte. So findet die Armut Frankreichs an karolingischen Denkmälern — eine Thatsache, in die sich die französischen Altertumsforscher nach langem Sträuben erst neuestens zu finden beginnen⁴⁾ — ihre sehr ausreichende Erklärung. Zwar giebt es eine Anzahl von Bauten aus der Zeit der ersten Kapefinger, die ihrem Stil nach karolingisch genannt werden können, doch sind es durchweg Werke zweiten oder dritten Ranges, die keinen Massstab für das uns verborgen bleibende Leben der grossen Architektur geben.

¹⁾ 1863 abgebrochen und durch eine Kopie ersetzt.

²⁾ Vgl. A. Saint-Paul, *Hist. monumentale*, p. 73, wo aber nur Klosterkirchen aufgeführt werden.

³⁾ Vgl. oben S. 169 und 174 über die Klosterkirche zu Centula.

⁴⁾ A. Ramé: *De l'état de nos connaissances sur l'architecture carlovingienne*, im *Bulletin des travaux historiques*, 1882.

Hier ist mit einem Worte einer in der neueren Archäologie aufgekommenen Fabel Erwähnung zu thun. Die Erwartung des zum Jahre 1000 prophezeiten Weltgerichts habe alle Bauthätigkeit gelähmt; als aber das Jahr 1003 ins Land gekommen sei, ohne das Furchtbare zu bringen, da habe eine neue Freudigkeit und unwiderstehliche Lust die Völker ergriffen, ihre alten unansehnlichen Gotteshäuser niederzulegen und die Erde mit einem glänzenden Gewande schönerer Kirchengebäude als die alten neu zu schmücken. In der Glut dieses begeisterungsvollen Momentes habe sich der altchristliche Baustil zum romanischen umgeschmolzen¹⁾. Diese Combination mag ihr Bestechendes haben, aber vor nüchterner Betrachtung der Thatsachen hält sie nicht stand. Einmal kann dem Berichte des aufgeregten Mönchschronisten von Cluny²⁾ eine so grosse und allgemeine Tragweite keinesfalls zugestanden werden; es ist nicht richtig, dass alle Welt damals von dem chiliastischen Wahn fortgerissen wurde, die Kirche selbst bekämpfte ihn und es lässt sich eine stattliche Reihe von Bauunternehmungen, die noch im letzten Jahrzehnt vor dem Millesimum in Angriff genommen wurden, aufzählen. Zum anderen haben wir an früherer Stelle ausgeführt, dass wesentliche Grundzüge der romanischen Bauweise viel weiter, bis ins 9. Jahrhundert, hinaufreichen.

In Wahrheit erfolgte die Wiederaufnahme der Bauthätigkeit im westfränkischen Reich weder so plötzlich noch so spät. Schon nach dem Vertrage von Saint-Clair im Jahre 911, durch den die unteren Seineufer den Normannen zur Ansiedelung überlassen wurden, worauf ihre Raubzüge allmählich zum Stillstand kamen, begannen Kirchen und Klöster in Menge sich aus der Asche wieder zu erheben. In der Kriegszeit verborgene oder verloren gegangene Reliquien wurden jetzt, meist unter wunderbaren Umständen und Zeichen, wiedergefunden: ein mächtiger Anreiz regelmässig für den frommen Sinn, mit Bauten und Schenkungen den Heiligen zu ehren. Dann gegen Ausgang des Jahrhunderts kamen die Pilgerfahrten an ferne heilige Orte, nach Rom, nach S. Jago de Compostella, nach Palästina vor allem, in lebhaften Schwung und trugen durch die Heimkehrenden reiche Schätze neuer Reliquien dem Vaterlande ein. Eine Menge von Beispielen sind überliefert, dass solche Erwerbungen zu Kirchen- und Kloster-

¹⁾ Dieser Anschauung huldigt u. a. Quicherat, *Cours d'Arch.* p. 431. Eine sehr verständige Bekämpfung, deren Argumente wir uns aneignen, bei A. Saint-Paul, p. 92–95.

²⁾ Rodulfus Glaber, *Histor. lib. III. cap. 4.*

gründungen den Anstoss geben. Nichts ist wahrscheinlicher, als dass diese Wiederaufnahme der Bauthätigkeit in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, ähnlich wie es im Deutschland der Ottonen geschah, auch in Frankreich neue Baugedanken gezeitigt hat. Leider aber muss die besonnene Forschung wiederum eingestehen, dass auch von dieser Denkmälergeneration sehr wenig übrig geblieben ist. Es scheint, dass eben die Eilfertigkeit, mit der man sich zu Neubauten gedrängt sah, eine nachlässige Baupraxis auf die Bahn brachte, die sich bis in die ersten Dezennien des folgenden Jahrhunderts erhielt. Die Geschichtsbücher sind voll von Beispielen, dass in diesem Zeitraum erbaute Kirchen ohne äussere Veranlassung zusammenstürzen, manche unmittelbar nach ihrer Vollendung, andere nachdem sie einige Menschenalter ausgedauert ¹⁾.

Um die Zeit nun, wo das über der frühromanischen Baukunst des Westfrankenreiches — viel dichter als über der parallelen Periode in Deutschland — gelagerte Dunkel sich zu lichten beginnt, indem die unmittelbaren monumentalen Zeugen reichlicher auftreten, d. i. seit dem 11. Jahrhundert: da stehen wir überrascht vor der Thatsache, dass sich eine bis in die Grundbedingungen hinabreichende Spaltung der baulichen Systeme nicht etwa nur vorbereitet, sondern schon fertig vollzogen hat. Wir sehen ein Frankreich, das sich ausnahmslos für die gewölbte Steindecke erklärt und ihr zuliebe von der bis dahin im Abendlande alleingültigen Grundgestalt des Kirchengebäudes, wir meinen die Basilika, sich vollständig entfremdet hat; — wir sehen ein anderes Frankreich, das der Basilika treu geblieben ist, eben deshalb aber auf die Vorzüge der Gewölbedecke bis auf weiteres Verzicht leistet. Dieses umfasst das Thal der Loire von Nevers abwärts und alles rechts davon liegende Land; jenes die übrige, südliche Hälfte des alten Galliens.

Fordert es also das von uns angenommene Einteilungsprinzip, dass wir uns in diesem Kapitel nur mit der einen Hälfte des monumentalen Frankreich beschäftigen, so haben doch die zunächstfolgenden Präliminarbemerkungen noch beide Teile zugleich im Auge.

Um die Erscheinungsformen, die der romanische Stil im westfränkischen Reich annahm, nach ihren tieferen Bedingungen zu verstehen, muss man sich allem voran klar machen, dass das Frankreich, an das wir heute denken, damals in keinem Sinne noch existierte. Weder um-

¹⁾ Vgl. Quicherat p. 434.

schloss das Reich eine einheitliche Nation, noch bildete es eine andere als nur dem Namen nach bestehende Staatseinheit. In seinen Besitz teilten sich ein Dutzend oder mehr grosser Herren, vom König nur durch das dünne Band der persönlichen Vasallentreue abhängig, um so beschränkter nach unten durch die eigenen Lehensleute. Die künstlichen Fiktionen des Feudalrechtes gestatteten sogar, dass ganze Provinzen an fremde Königreiche fielen; mehrere des Südens an Aragon; die Normandie und später der ganze weite Westen an England. Endlich die Provence und das jurensische Burgund, mit den altberühmten und noch immer blühenden Städten Arles, Vienne, Lyon, Genf, Besançon, im 10. Jahrhundert ein selbständiges Königreich, wurde im 11. Jahrhundert mit der deutschen Krone verbunden.

Die Zerklüftung der staatlichen Bildungen hat nichts Unnatürliches an sich, denn eine dreifache Völkerschicht lag über dem gallischen Boden. Als die wichtigste in Sprache und Kultur zeigte sich wohl die mittlere, romanische Schicht. Der keltische Untergrund war aber mit nichten völlig zugedeckt, vielerorten brach er sogar mit wahrer Heftigkeit jetzt hervor. Und zuoberst der germanische Zufluss ward sobald nicht aufgesogen; der Name der Goten selbst trat wieder hervor, zwischen Narbonne und den Pyrenäen, wie im Nordwesten die Normannen das Germanentum um eine neue Schattierung verstärkten. So trafen zwar überall dieselben Grundbestandteile zusammen, aber das Verhältnis ihrer Mischung war nirgends das gleiche. In der Selbständigkeit der grossen Herrschaften boten sich nun gleichsam die Gefässe dar, in denen die mannigfaltigen Völkerelemente zu neuen Stammes-Individualitäten sich ausgärten. Die Sprache war nicht mehr die lateinische, noch nicht die französische. Eine unübersehbliche Menge von Mundarten schoss aus dem Boden. Sehr bald indes machte sich in den höheren Sphären des Verkehrs das Bedürfnis nach einem gemeingültigen Ausdrucksmittel fühlbar. Zu einheitlicher Sprachbildung fehlten aber noch die Bedingungen. Die Volksdialekte sonderten und einigten sich in zwei Hauptidiomen, der *langue d'oc* und *langue d'oïl*, oder, wie sie in der Litteratur genannt werden, der provençalischen und der altfranzösischen Sprache; ein Gegensatz, der in tausendfältigen Lebensäusserungen ein Echo findet.

Ueberaus merkwürdig nun ist die Thatsache, dass die Grenze zwischen der *langue d'oc* und der *langue d'oïl* wesentlich dieselbe ist, wie im Kirchenbau die Grenze zwischen dem gewölbten und dem flachgedeckten System.

Wir haben bis jetzt die Sondertendenzen genannt, denen die Ahnen der heutigen Franzosen die Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer mittelalterlichen Kultur verdanken. Es gab aber auch verbindende Mächte lange bevor das Königtum mit Erfolg an die Spitze der Einheitsbewegung sich stellte. Das organisatorische und propagandistische Talent des Volkes feierte frühe Triumphe in den beiden grossen sozialen Institutionen des Mönchtums und des Rittertums. Durch sie hat Frankreich Europa in Gährung gesetzt. Beide waren die wichtigsten Hebel der nationalen Baukunst.

Die Idee des asketischen Lebens auf Grund klösterlicher Gesellschaftsverfassung fand in keiner Bevölkerung des Abendlandes einen fruchtbareren Boden wie in der gallo-romanischen. Fast alle grossen Bewegungen in der Geschichte des Mönchtums bis ins 12. Jahrhundert sind von Frankreich ausgegangen. Noch bevor der H. Benedikt Montecassino gründete, legte der H. Martin den Grund zum Münster in Tours. Es blieb unter Merowingern und Karolingern das berühmteste Institut dieser Art, wie die über dem Grabe des pannonischen Kriegsmannes errichtete Kirche das oberste Nationalheiligtum des christlichen Galliens. Die Pilger strömten hier aus den entferntesten Gegenden zusammen, Kranke belagerten nach Heilung verlangend jederzeit das Grab des Heiligen, Missethäter oder Schwache fanden hier ein unantastbares Asyl, grosse Reichtümer häuften sich an. Unter Karl dem Grossen brachte Alkuin als Abt von Sankt Martin der Klosterschule den Ruhm der ersten Bildungsanstalt des Abendlandes. Zu den Vorzügen, auf die Hugo Capet sich berufen konnte, als er nach der Königskrone griff, rechnete man auch, dass er wie schon sein Vater und Grossvater im Besitze der Martinsabtei war. — Das wachsende Ansehen des Mönchtums erkennt man sodann aus der im 8. Jahrhundert von Bischof Chrodegang von Metz für seine Domgeistlichkeit eingeführten, dem klösterlichen Leben nachgebildeten Regel. Sie wurde später im ganzen fränkischen Reich obligatorisch gemacht. Für die Architekturgeschichte hat sie die wichtige Folge, dass auch die Kathedralkirchen an einer ihrer Langseiten, meist der südlichen, mit Wohnräumen für die Domherren, einen Kreuzgang in der Mitte, verbunden wurden, — wohlbemerkt eine nur diesseits der Alpen eingebürgerte, den italienischen Kathedralen aber, es wäre denn, dass nordische Einflüsse ins Spiel kämen, fremde Einrichtung. — Der friedlose Weltzustand während und nach der Zersetzung der karolingischen Monarchie richtete Sinn und Zug der Menschen immer entschiedener darauf,

die Macht des Mönchtums nicht bloss in der Kirche, sondern in der Gesellschaft überhaupt, von Stufe zu Stufe zu steigern. Ihr kräftigstes Organ fand diese Richtung im burgundischen Kloster Cluny, gestiftet im Jahre 910. Der H. Odo stellte als Abt (927—942) die Regel fest, die sich nicht begnügte, die alten Vorschriften Benedikts herzustellen, sondern sie an Strenge überbot. Eine unglaubliche Verehrung wurde Cluny entgegengebracht. Hart an der Grenze des deutschen und französischen Burgund gelegen, erstreckte es seinen Einfluss nach allen Seiten. Noch vor Ablauf des 10. Jahrhunderts vereinigte die Congregation 37 Klöster in Frankreich und Burgund im Gehorsam unter dem Abt von Cluny; viele italienische wurden nach dem Muster von Cluny reformiert, durch Wilhelm von Hirsau drang der Geist Clunys über den Rhein. Die Weltentsagung, deren Losung hier ausgegeben wurde, war aber nur eine andere Form der Weltbeherrschung. Es handelte sich schon längst nicht mehr bloss um Reform des Mönchtums, sondern um Reorganisation der abendländischen Kirche im ganzen. Nicht zu viel ist es gesagt, dass Cluny die erste geistige Macht in Europa während des 11. Jahrhunderts darstellte. Recht eigentlich Clunys Ideen waren es, die der Mönch Hildebrand, als Gregor VII. auf den päpstlichen Stuhl gelangt, zu verwirklichen trachtete.

Es liegt aber in der Natur des Mönchtums, dass es sich in einem beständigen Kreislauf von Ueberspannung und Erschlaffung, von Reform und Verfall bewegte. Kein Orden war streng genug, es folgte immer noch ein strengerer. So mussten auch die Cluniacenser es sich gefallen lassen, dass während sie noch ihre höchsten Triumphe feierten, die Anklage auf weltliche Eitelkeit gegen sie laut wurde. Eine Anzahl neuer, verschärfter Regeln trat gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts hervor, von denen wir nur die von Fontevrault, Grandmont, Chartreuse nennen wollen, da die übrigen bloss lokale Bedeutung hatten. Sie wurden alle überflügelt von den Prämonstratensern und Cisterciensern, in denen die Religiosität des Zeitalters der Kreuzzüge ihren eigensten Ausdruck fand und die mit erstaunlicher Schnelle von Frankreich über das ganze Abendland sich ausbreiteten. Ihre Bedeutung für die Architekturgeschichte wird uns noch in einem eigenen Kapitel beschäftigen.

Von einem mit solchen Gesinnungen erfüllten, mit solchen Erfolgen gekrönten Mönchtum sahen sich die Bischöfe und der Weltklerus überhaupt in Schatten gestellt. Eine dauernde Spannung zwischen beiden Teilen griff Platz, oft zu bitterer Feindschaft

ausartend. Die Gunst der Laien war dabei durchaus auf seiten der Mönche. In den Bischöfen sahen die Grossen nur ihre Nebenbuhler, die Kleinen ihre Bedrücker. Was das Volk von der Kirche forderte, war aber, die allgemeine Sündenlast durch einen Ueberschuss an Heiligkeit auszugleichen¹⁾ und es ermüdete nicht, seinen Dank durch neue und immer neue Schenkungen auszudrücken.

Ueberhaupt ist Frankreich das Land, in dem die Religiosität des hohen Mittelalters ihre Eigenart am schärfsten zuspitzt. So in der praktischen Gestaltung der Hierarchie, wie in der theologischen Spekulation, wie auch im volkstümlichen Glauben und Aberglauben. Nirgends mehr war der Heissunger nach Wundern so stark, die Verehrung der Reliquien so inbrünstig, nirgends vermochte ein religiöser Impuls im Augenblick eine ganze Bevölkerung in solchem Fieber auflodern zu machen. An die beiden grössten Bewegungen dieser Art, den Gottesstillstand und den ersten Kreuzzug, braucht nur erinnert zu werden. Aus beiden gedieh dem Bauwesen unschätzbare Förderung, wie später ein anderer Kreuzzug, der gegen die Albigenser, sein Verderben wurde.

Die ungeheueren Menschenfluten, die sich in den Jahren 1096 und 1097 von Frankreich ostwärts, dem Grabe Christi entgegenwälzten, wiederholten nur in grösserem Massstabe ein in kleinerem längst gewohntes Schauspiel. Die Lust an Pilgerfahrten war bei den Franzosen bis zur Leidenschaft entwickelt. Naturgemäss nur ein kleiner, bevorzugter Teil konnte ferne Lande aufsuchen. Die Masse erfreute sich der heiligen Stätten, die Frankreich selbst in gar nicht geringer Zahl besass. Die meisten von ihnen waren mit Klosteranlagen verbunden. Mehrere der ältesten Klosterkirchen standen über den Gräbern nationaler Märtyrer und Bekenner, der Ruhm anderer gründete sich auf den Erwerb hochheiliger Erinnerungsstücke aus der Urzeit des Christentums. Bei manchen war die Bedeutung eine mehr lokale, wie bei den Kirchen des H. Germanus und der H. Genoveva in Paris, des H. Remigius in Reims, des H. Hilarius und der H. Radegunde in Poitiers. Andere zogen die Kreise ihrer Verehrung über ganz Frankreich und vereinigten zu ihren Festen unendliche Pilgerzüge aus Nord und Süd: so S. Martin in Tours, S. Denis bei Paris, Fécamp in der Normandie, das eine Flasche vom heiligen Blute aufbewahrte; Char-

¹⁾ Die Inschrift auf der Grabädicula des H. Martin schloss mit dem Dystichon:
... et miserae purgans peccamina vitae
occultat meritis crimina nostra suis.

roux im Poitou, von Karl dem Grossen mit einer beträchtlichen Partikel des Kreuzes Christi beschenkt; Saint-Sernin zu Toulouse, wo die reichen Grafen des Landes die Gebeine von sechs Aposteln und unzählbare kleinere Reliquien angehäuft hatten; an der Grenze der Bretagne und Normandie, aus Tribsand und Meeresbrandung wie ein Wunder emporsteigend, der geheimnisvolle Berg des Erzengels Michael. Doch waren es nicht die eigentlichen Wallfahrtsklöster allein, die bedeutende Besuchermassen anzogen — für den Abt von Cluny z. B. war es eine, fast kann man sagen alltägliche Sache, welt- und kirchenfürstliche Personen mit grossem Gefolge zu Gästen zu haben; er speiste ausserdem im Laufe eines Jahres 17 000 arme Wanderer und Bettler. Ähnliches wird von der grossen Tochterpriorie an der mittleren Loire, der Cella Caritatis, berichtet.

Eindringlicher aber als alles Geschriebene bezeugen die Macht und den Glanz des französischen Mönchtums die Bauten, die es hinterlassen hat. Wenn unter den romanischen Kirchen Deutschlands zwischen Kloster- und Kathedralkirchen insofern ein Gleichgewicht besteht, als die ersteren zwar an Zahl, die letzteren jedoch an Grösse überwiegen; wenn in Italien die Kathedralen in jeder Hinsicht den Vorrang haben; so ist in Frankreich das Verhältnis durchaus das umgekehrte. Die Stimmung dieser Zeit, die sich so gern in Gegensätzen bewegte, gestattete nicht nur, sondern forderte, dass im Mönchtum Armut und Entsagung des einzelnen Gliedes in um so vorleuchtenderem Glanze der Körperschaft, wo sie als Ganzes sich zeigte, ihre Antithese fand. Keine Frage, diese grossartige äussere Repräsentation, zu der alle Künste im Verein aufgerufen wurden, gehörte mit zu den Grundlagen ihrer Macht über die Gemüter. Noch waren die Städte nicht volkreich, die Körperschaften nicht kräftig und selbstbewusst genug, um daran zu denken, im Bau gewaltiger Kathedralen sich selber Denkmäler zu setzen. Kaum eine Bischofsstadt gab es, in der nicht die Kathedralkirche von einem Kloster innerhalb derselben Mauern oder sicher einem aus der Nachbarschaft, weitaus überstrahlt wurde¹⁾; wir erinnern beispielsweise nur an S. Remy in Reims, S. Martin in Tours, S. Hilaire in Poitiers, Notre Dame du Port in Clermont, S. Front in Périgueux, S. Caprais in Agen, S. Sernin in Toulouse; die im Jahre 1089 begonnene neue Kirche von Cluny gar blieb auf lange

¹⁾ Anthyme Saint Paul l. c. 91 bemerkt, dass die Kathedrale von Chartres, die einzige in Nordfrankreich, die mit den Abteikirchen wetteifern konnte, ausnahmsweise Wallfahrtsort war; dasselbe gilt für den Süden von der Kathedrale Notre-Dame zu Puy.

Zeit hinaus die grossräumigste des ganzen Abendlandes. Erst im 12. Jahrhundert tauchen einige, immerhin wenige Kathedralen von ebenbürtigem Range auf: in Angoulême, Angers, Autun, — bis dann nach der Mitte des Jahrhunderts die grosse Zeit dieser bis dahin so merkwürdig vernachlässigten Klasse anbricht. Die in Chroniken überlieferten Namen berühmter Baumeister des 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts gehören durchweg Mönchen an; baukundige Bischöfe, wie sie für Deutschland bezeichnend sind, begegnen uns nicht, sie wären denn aus Klöstern hervorgegangen¹⁾, ebensowenig auch Laienarchitekten, deren Ruhm in Italien die Bauinschriften der Dome von Pisa, Modena u. a. verkünden.

Die Generation des ersten Kreuzzuges sah die Mehrzahl der Meisterwerke des französisch-romanischen Stils im Bau begriffen, meistens auf so grosse Verhältnisse angelegt, dass allerdings erst spätere Geschlechter die Vollendung erlebten. Die alle tiefsten Kräfte der Volksphantasie entbindenden Zeitereignisse, der Hinweis des Unternehmungsgeistes auf das Neue, Grosse, Ideale, und nicht zuletzt der plötzliche Ueberfluss an materiellen Hilfsmitteln, den Vermächtnisse der abziehenden Kreuzfahrer und wetteifernde Frömmigkeit der Zurückbleibenden der Kirche zuwandten, dies alles vereinigte sich zu einem Aufschwung des Baugeistes, der den geschichtlichen Betrachter noch heute mit freudig nachempfindendem Staunen erfüllt. Die Leistungen dieser Epoche erhoben die französische Baukunst zur unbestreitbar ersten des Abendlandes. Während in Deutschland und Italien die vorgeschrittensten Schulen mit dem Problem der Ueberwölbung noch rangen, hatte Frankreich nicht eine, sondern ein halbes Dutzend Lösungen dafür gefunden. Das Ziel, dem Gebäude höchste Dauerhaftigkeit, Gediegenheit, Würde zu verleihen, war das gemeinsame: die Wege, auf denen es erstrebt wurde, in jeder Landschaft andere. Jedes neue grosse Bauunternehmen brachte eine neue konstruktive und ästhetische Entdeckung. Mit den wechselnden Grundbestimmungen modifizierten sich die einzelnen Bauglieder und ihr Schmuck. Die noch lange nicht ausgeglichene Mischung der Stämme und ihr verschiedenes Verhältnis zur antiken Tradition thaten denn noch das ihre, um jede Landschaft ihre eigene Formensprache entwickeln zu lassen. Die französische Baukunst des 11. und 12. Jahrhunderts mit der Vielheit der in zeitlichem Neben-

¹⁾ Wie Vulgrin von Mans und Gondulph von Rochester.

einander in Blüte stehenden Stile ist ein Phänomen, dem in der Baugeschichte aller Zeiten nichts vergleichbar ist.

Die Klassifikation der romanischen Stilarten hat die französischen Gelehrten vielfältig beschäftigt, fast ein jeder namhafte Archäologe hat sein eigenes System. Arcisse de Caumont z. B. statuiert zehn Schulen, Viollet-le-Duc acht, Anthyme Saint-Paul fünfzehn, die in sechs Regionen zusammengefasst werden. Für unsere Betrachtungsweise steht das Einteilungsprinzip ein für allemal fest und demgemäss legen wir die Denkmäler zuoberst in die zwei eingangs angedeuteten Hauptgruppen auseinander: Kirchen mit flacher Holzdecke, Kirchen mit gewölbter Steindecke.

2. Der Grundriss im allgemeinen.

SÜDFRANKREICH ist unter allen für die Geschichte des romanischen Stils in Betracht kommenden europäischen Gebieten dasjenige, das die wenigsten, ja eigentlich so gut wie keine Ueberreste flachgedeckter Basiliken aufzuweisen hat, obgleich nach aller Wahrscheinlichkeit noch in der karolingischen Epoche diese Bauform auch hier die normale war. Es scheint, dass die Zeit der normännischen und sarazenischen Verwüstungen, die so erschreckende und umfassende Beweise von der Widerstandsunfähigkeit der Basilika in Feuersgefahr erbrachte, entschiedene und allgemeine Abneigung gegen dieses System zurückgelassen hat. Fühlte man sich hier doch auch viel weniger wie anderswo daran gebunden, da reichliche Muster römischer Konstruktionen den Uebergang zum Gewölbebau beförderten. Schon bei den Neubauten des späteren 10. Jahrhunderts, nach Stillung jener feindlichen Ueberfälle, dürfte die Basilikenform mehr oder minder vollständig ausser Gebrauch gesetzt gewesen sein; wo nicht, so müssten sich doch mehr Spuren von ihr erhalten haben.

Einige sporadisch begegnende Beispiele flachgedeckter, meist einschiffiger kleiner Kirchlein, z. B. im Thal der Ariège (vgl. J. de Lahou-dès im Bull. mon. 1877) oder in der Gironde (Taf. 79, 84 Loupiae) können nicht in Betracht kommen, zumal manche von ihnen offenbar für Gewölbe bestimmt waren. Die einzige uns bekannt gewordene Basilika mit Balkendecke ist S. Aphrodise zu Béziers (Grundriss Taf. 79, Krypta Taf. 119), eine noch ganz der altchristlichen Tradition gehorchende Anlage; die Gallia christiana meldet eine Restauration zu A. saec. 10, womit die Einzelformen stimmen. — Wenn die gewöhn-

liche Annahme recht hätte, wäre hier noch die alte Kirche von S. Front zu Périgueux (beg. a. 984, gew. 1047) zu nennen; wir halten es jedoch keineswegs für wahrscheinlich, geschweige denn sicher, dass dieselbe auf Flachdecke angelegt gewesen. Dagegen weisen auf solche die Arkaden von S. Sauveur in Aix.

SPANIEN. Ein Blick auf den Zustand der christlichen Königreiche in den nächsten Jahrhunderten nach der arabischen Invasion genügt, um zu verstehen, dass sie ausser Stande waren, die reiche Bauthätigkeit der westgotischen Epoche fortzusetzen. Die Architektur schrumpfte zu einer Lokalkunst zusammen, die für die allgemeine Baugeschichte nicht mitzählt. In den nördlichen Provinzen finden sich noch einige frühromanische Denkmäler von altertümlichem und originellem Gepräge, über deren wirkliches Alter indes noch keine zuverlässigen Resultate gewonnen sind. Der Aufschwung der spanischen Architektur datiert erst vom 12. Jahrhundert und wird dem engen Anschluss an die mächtige aquitanische Nachbarschule gedankt. Schon unter den ältesten Kirchen des Landes finden sich einschiffige, tonnengewölbte Anlagen, ähnlich, nur von kleineren Dimensionen wie die südfranzösischen. Daneben hält sich, länger als im Norden der Pyrenäen, die flachgedeckte Basilika. Der überlieferte Grundriss ist auf die denkbar einfachste Raumgliederung reduziert: ein Rechteck ohne Querschiff, ohne Apsis; das Sanktuarium, in einem niedrigeren Anbau bestehend, der aussen geradlinig geschlossen, innen in drei bald rechtwinklige, bald gerundete Altarkapellen abgeteilt ist; als Andeutung des fehlenden Querschiffs häufig eine quer gestellte Säulenreihe.

S. Adriano in Tuño; Pfeiler mit oblongem Grundriss, ohne Sockel und ohne Kämpfer. S. Juan de Bannos und S. Miguel de Escalada, beide Säulenbasiliken mit Hufeisenbogen, also arabisierend. (Taf. 68, 75). Ungleich stattlicher S. Millan in Segovia, schon saec. 12, nach dem Grundriss zu urteilen wohl auf Gewölbe berechnet, die aber nicht ausgeführt worden (Taf. 75).

MITTELFRANKREICH. Im Becken der Loire war die Balkendecke in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts noch allgemein im Gebrauch. Am unteren Laufe des Flusses fällt eine Besonderheit auf: die teilweise Zurückdrängung der Basiliken durch einschiffige Saalkirchen. Bei sehr kleinen und anspruchslosen Bauten, Oratorien, Landkirchen u. s. w. ist diese vereinfachende Abweichung allenthalben, auch in Deutschland, nicht ungewöhnlich. Auffallend aber ist, was uns in der Touraine, in Anjou und im nördlichen Poitou entgegen-

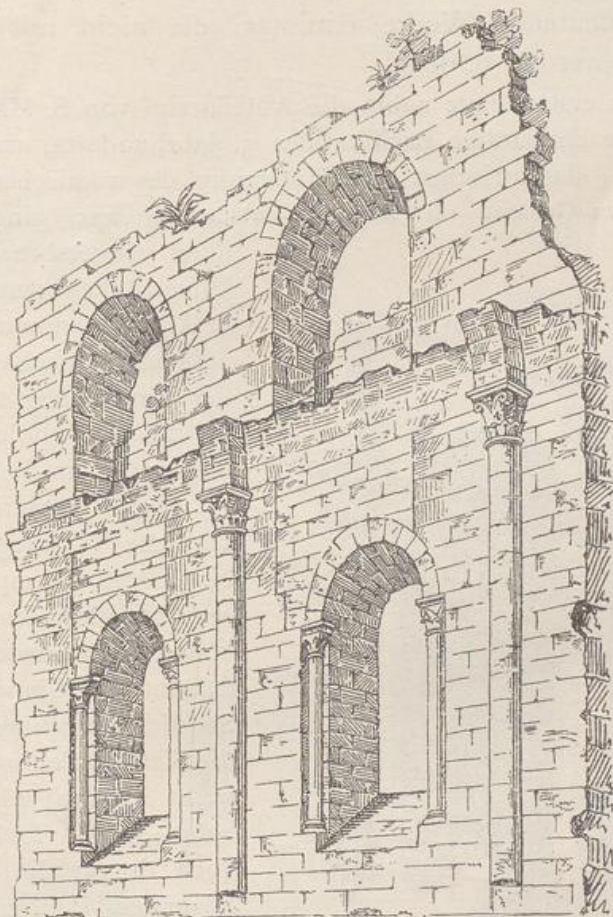
tritt: dass sie auch bei grösseren und im Range höher stehenden Kirchen zugelassen wird. Ja, die in Rede stehende Anlage scheint in diesen Gegenden in der Epoche zunächst noch den normannischen Verwüstungen bis ins 11. Jahrhundert hinein sogar die gewöhnliche gewesen zu sein, so dass nur die vornehmsten Kirchen die basilikale Anlage bewahrten. In welchem Umfange sie etwa auch im Süden verbreitet war, lässt sich nicht mehr sagen. Vielleicht ist aber doch aus dem Umstande, dass der Süden beim Uebergang zum Gewölbebau des basilikalen Systems so schnell sich entwöhnen lernte, ein Rückschluss gestattet.

Als typisches Beispiel geben wir auf Taf. 79 u. 84 die Kirche der Priorei Saint-Généroux im nördlichen Poitou. Der Grundriss ein einfaches Parallelogramm; kein wirkliches Querschiff, sondern nur eine innere Abteilung durch eine Quermauer, die von drei weiten Bögen und darüber eine Scheingalerie durchbrochen wird. Erst im späteren Mittelalter wurde die Decke des Schiffs durch eine doppelte Pfeiler- und Arkadenstellung (auf dem Grundriss Taf. 79 durch Schraffierung angedeutet) unterstützt. Die Kirche galt lange Zeit für merowingisch oder mindestens karolingisch; jetzt hat man aus den Detailformen die Einsicht gewonnen, dass sie nicht früher als saec. 10, vielleicht erst A. saec. 11 erbaut ist.

Weitere Beispiele einschiffiger Anlagen geben die Kirchen von CRAVANT (Indre et Loire), SAVENNIÈRES (Maine et Loire), VIEUX-PONT (Calvados), S. CHRISTOPHE zu SUÈVRES (Loire et Cher), S. MEXME zu CHINON, PÉRUSSEON bei Loches und RIVIÈRES (sämtlich Indre et Loire). Der Chor ist bei den meisten platt geschlossen; in Pérusseon und Rivières gleich S. Généroux, d. i. das tonnengewölbte Schiff in drei halbrunde Nischen auslaufend. — Ueber diese Gruppe wiederholte Verhandlungen im Bull. mon., vergl. namentlich de Cougny in Bd. 35 passim; derselbe in Congrès arch. 1871, p. 130.

Die obigen Bauten sind sämtlich undatiert. Manche Merkmale sprechen dafür, dass sie in das Jahrhundert nach dem Frieden von Saint-Creu (912) gehören. Ausnahmsweise genau kennen wir die Bau- daten der Abteikirche BEAULIEU bei Loches. Sie wurde a. 1008—1012 vom Grafen Fulko von Anjou erbaut und ist die grösste in der Reihe. Die Umfassungsmauern sind 19 m hoch, durch breite flache Streben verstärkt; die Fenster breit und gross, noch an gallo-römische Traditionen erinnernd, die Breite des Schiffes erreicht die bedeutende Ziffer von 14,40 m. Diese Kühnheit wird schuld gewesen sein, dass die aus »trabes« und »laquearia« konstruierte Decke nicht lange nach ihrer Vollendung durch einen Orkan zerstört wurde. Als man sich

an die Restauration machte (voll. a. 1052), standen diese Gegenden bereits im Uebergang zum Gewölbebau; das früher einheitliche Schiff wurde jetzt mit drei parallelen Tonnen bedeckt, die Fenster tiefer gelegt und verkleinert, wie die beistehende dem Bull. mon. entlehnte Abbildung der Obermauer deutlich macht. Vgl. Bull. mon. t. 33, p. 649 ff. und



t. 35, p. 140. — Eine ähnliche Umwandlung vermutet Bull. mon. t. 33 p. 156 für Notre-Dame la Grande in Poitiers, wo die Seitenmauern altertümliches Mauerwerk zeigen. — In Aquitanien: S. Pierre-ès-liens in Périgueux (de Verneilh p. 106), die Kirche zu Loupiae (Taf. 84).

Sehr interessant ist es, eine Anlage gleicher Art auch am entgegengesetzten Ende Frankreichs zu finden; wir meinen S. Pierre in VIENNE, gegr. a. 920. Auch hier liess sich die einheitliche Decke bei einer Spannung von reichlich 14 m nicht dauernd aufrecht erhalten; man erneuerte zwar die Balkendecke, unterstützte sie jedoch durch zweigeschossig angeordnete Pfeiler- und Arkadenstellungen, welche nunmehr den Raum in drei gleich hohe Schiffe teilen. Diese inneren Stützen

tragen die Formen des vorgeschrittenen romanischen Stils, während an den Umfassungsmauern der kleinere Verband im Wechsel mit Ziegelfstreifen auf den Gründungsbau hinweist.

Von den frühromanischen Basiliken des Loiregebietes ist wenig mehr als die Namen auf uns gekommen. Es befanden sich schon mehrere bedeutende Werke darunter, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

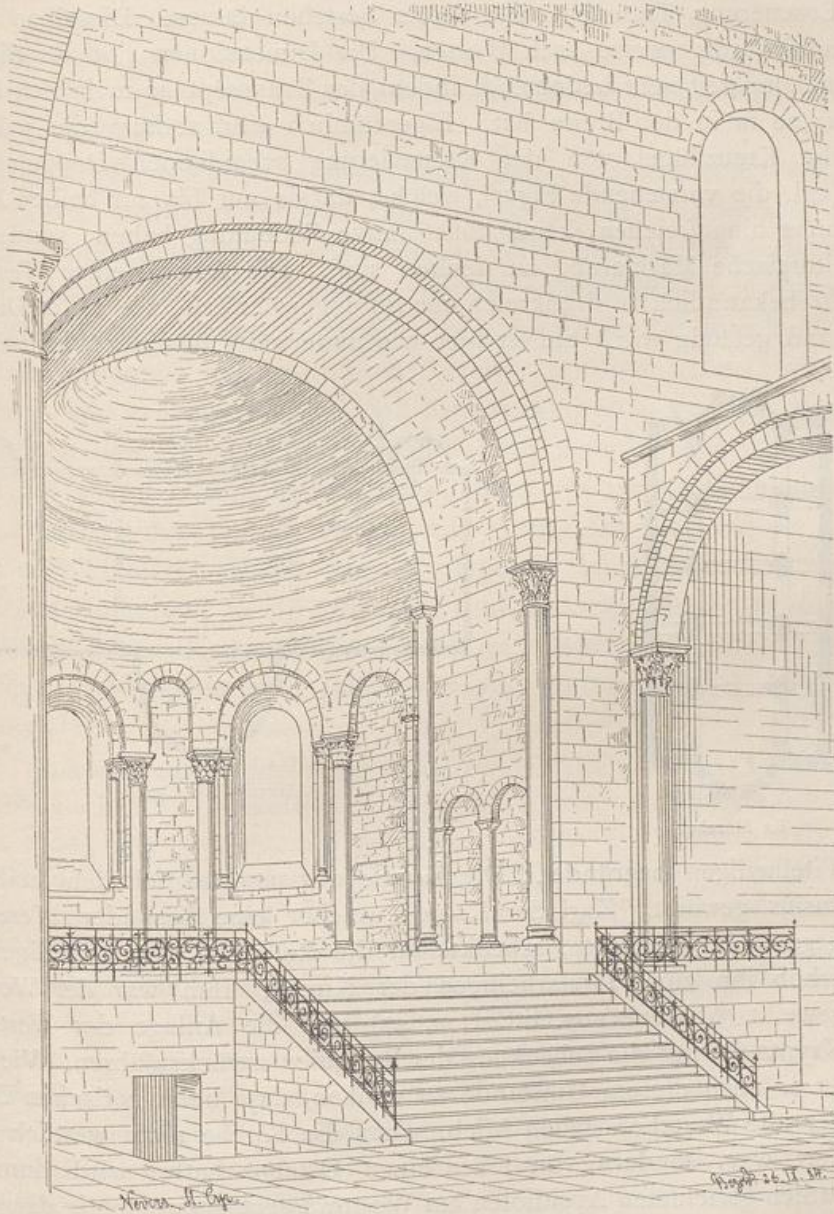
Den ersten Platz nahm die Abteikirche von S. MARTIN in TOURS ein. Die ehrwürdige Basilika des 5. Jahrhunderts, das bedeutendste Bauwerk, das zwischen dem Untergang des römischen Reiches und Karl dem Grossen im Occident entstanden war, ging im Jahre 997



durch Feuersbrunst zu Grunde. Unverzüglich wurde ein Neubau in Angriff genommen und a. 1014 vollendet. Umbau zum Zwecke der Einwölbung seit A. saec. 12. In den Revolutionsjahren abgebrochen. Von dem Bau des saec. 11, dessen ausserordentliche vorbildliche Wirkung wir einerseits bis in die Champagne, andererseits bis nach Toulouse verfolgen können, sind neuerdings die Fundamente des Chors aufgedeckt. — Stattliche Basiliken waren ferner die Kathedralen von ANGERS (geweiht a. 1030) und LE MANS (a. 1085—1097); von beiden bestehen noch die in die Umbauten des folgenden Jahrhunderts herübergenommenen Seitenschiffsmauern,

vgl. Congrès arch. 1871, p. 250 ff. und Bull. mon. 1873, p. 403 ff. Der baulustigste Fürst seiner Zeit war Graf Fulko Nerra von Anjou (987—1040). Die Gewaltigkeit seiner Fortifikationsbauten setzt noch heute in Staunen. Seine Kirchenbauten hatten aber durchweg noch Holzdecken. Beaulieu bei Loches nannten wir schon. Die übrigen waren Pfeilerbasiliken, gegenwärtig freilich alle mehr oder minder entstellt: in der Stadt ANGERS S. Martin (Taf. 79, 84), lange fälschlich für karolingisch gehalten, und die Abteikirche RONCERAY, eingewölbt a. 1115 (s. die obenstehende Figur), vgl. Quicherat, Mélanges p. 430. Revue de l'Anjou I, p. 166; in der Grafschaft: S. Jean zu Langeois und S. Jean zu Châteaugontier, vgl. Congrès arch. 1871, p. 160.

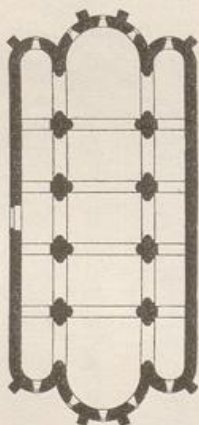
Weiter stromaufwärts im Orléannais hat sich der Gebrauch der Flachdecke länger erhalten. Die Notre-Dame in BEAUGENCY hat mit Ausnahme der im saec. 16 hinzugefügten Gewölbe das Gepräge des



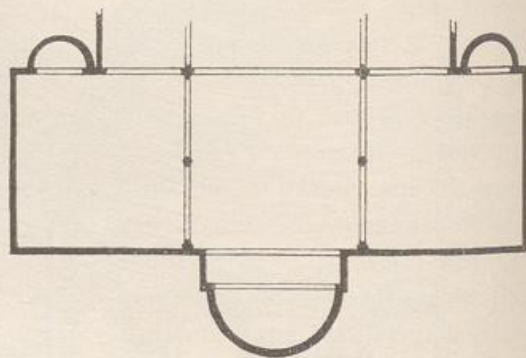
späten saec. 11 treu bewahrt. — In ORLÉANS dagegen ist in der Kirche Saint-Aignan von dem a. 1029 gew. Bau nur die Krypta übrig, die Oberkirche gotisch erneuert. — Das grossartigste Denkmal dieser Region ist die Abteikirche S. BENOÎT-SUR-LOIRE, bei Beginn des Baues

a. 1062 wahrscheinlich als eine im Mittelschiffe flachgedeckte Säulen basilika mit tonnengewölbten Seitenschiffen geplant.

Die KATHEDRALE S. CYR von NEVERS wurde seit a. 910 neu gebaut, a. 1028 durchgreifend restauriert. Hiervon hat die spätere gotische Erneuerung Transsept und Apsis bestehen lassen. Dieselben liegen merkwürdigerweise nach Westen. Die Dimensionen sind für die Entstehungszeit sehr bedeutend, indem das Transsept 40 m in der Länge, 13,20 m in der Breite hat. Eigentümlich sind sodann die jederseits die Kreuzflügel von der Kreuzvierung scheidenden Doppelarkaden (vgl. die vorstehende Figur), welche, da sie nur bis zur halben Mauerhöhe hinaufreichen, keine konstruktive Bedeutung haben, sondern als liturgische Markierung zu denken sind. Die Anlage eines Westchors ist bekanntlich in Frankreich ebenso ungewöhnlich, wie sie in Deutschland geläufig war. Sie ist hier wie anderwärts in einer Mehrheit von



La Marche.



Nevers: S. Cyr.

Titelheiligen begründet. Die Kirche war ursprünglich dem heil. Gervasius geweiht. Karl der Kahle, welcher eine besondere Verehrung gegen S. Cyrus hegte, schenkte ihr die Reliquien dieses Heiligen und erhob ihn zum Titularheiligen der Kirche. Ihm war der Westchor geweiht (Martène voy. litt. I, p. 47) und die Anlage der westlichen Krypta ist auf die Schenkung der Reliquien zurückzuführen. Vielleicht ist es auch diesem Umstande zu danken, dass beim gotischen Umbau der alte Westchor stehen blieb. Dass die Kirche nicht westlich orientiert war, sondern von jeher einen Ostchor hatte, wird durch die östlich gerichteten Apsidiolen am Westtranssept unzweideutig dargethan. Das Beispiel der Kathedrale blieb nicht ohne Einfluss auf die Umgebung. »Le Nivernais« p. 175 giebt den Grundriss der fast ganz zerstörten kleinen Kirche zu La Marche doppelchörig, doch ohne Transsept. Die a. 1063 in Nevers begonnene Abteikirche von S. Etienne ist bereits ein durchgebildeter Gewölbebau.

Weiter ostwärts BURGUND hat die Kenntniss des Wölbens früh entwickelt und besitzt aus der vorangehenden Epoche jetzt keine Ueberreste mehr. Die von Abt Majolus neugebaute Abteikirche von CLUNY war aber sicher noch eine Flachdeckbasilika; die Menge der auf der Durance und Rhone herbeigeschifften Marmorsäulen wird gerühmt. Nächst S. Martin in Tours das einflussreichste architektonische Vorbild in Frankreich und über Frankreich hinaus, worüber das Nähere im nächsten Abschnitt.

NORDFRANKREICH lässt nicht ahnen, dass es noch vor Ablauf des 12. Jahrhunderts sich an die Spitze des nationalen Bauwesens emporschwingen werde. Bis zur Mitte des Jahrhunderts ist es die am meisten zurückgebliebene, die am wenigsten durch eigentümliche Züge ausgezeichnete Region. Auf Grundlage der karolingischen Tradition begegnen sich mittelfranzösische, normännische, rheinische Einflüsse. Die grösseren Abtei- und Kathedralkirchen sind mit wenigen Ausnahmen dem Baueifer der frühgotischen Epoche gewichen, doch haben wir guten Grund anzunehmen, dass sie weder räumlich noch durch künstlerischen Gehalt bedeutend waren. Die Gattung der Dorf-, Pfarr- und kleineren Klosterkirchen dagegen ist noch in zahlreichen Beispielen vertreten; in ihr blieb die Balkendecke bis in die Epoche der frühgotischen Kathedralen hinein im Gebrauch: durchweg schlichter und derber, die älteren sogar von auffallend roher Behandlung.

Der eine Schulmittelpunkt ist in PARIS. Die im saec. II erneuerten Abteikirchen S. Germain-des-Prés (um a. 1014) und Ste. Geneviève (a. 1068), die vornehmsten der Stadt, zeigen am besten, dass man unter den ersten Kapetingern hier seine Ansprüche nicht gar hoch stellte. Von der letzteren sind nur die Fundamente und vereinzelte Trümmer aufgedeckt (Abb. bei Lenoir, Statistique monumentale de Paris), von der ersteren sind Langhaus und Transsept in den frühgotischen Umbau aufgenommen. Das Transsept ist nach deutscher Weise aus drei Quadraten zusammengesetzt, wie es auch die kleine Prioreikirche Montmille und die von Epoy bei Reims hat. Sonst entbehren die kleineren Kirchen dieser Gegenden meist des Transseptes oder begnügen sich mit einer Andeutung nach dem uns von Deutschland und Italien her bekannten Verfahren (vgl. S. 164 u. 229), dass die letzte Arkade vor dem Sanktuarium bedeutend breiter angelegt wird; Beispiele: S. Brice in Chartres, S. Remy l'Abbaye im Beauvaisis. Ausserdem kommen ganz einfache Räume vor, die nicht viel anders wie grosse Scheunen aussehen: Abbeville, Baillevall, Bresles, Hermés. Vgl. Taf. 79. Weitere Beispiele bei Woillez in den Monuments

de l'ancien Beauvaisis. Paris 1839—49. — Als Beispiele von flachgedeckten Kirchen, die durch Spitzbogenarkaden auf die zweite Hälfte des saec. 12 hinweisen, nennen wir aus den Départements Oise und Marne die zu Maisons sous Vitry-le-Français, Coudun, Guérande, Plailly, Marolles, endlich selbst zwei Stadtkirchen: S. Martin in Laon (Abb. bei Viollet-le-Duc VII, p. 167) und S. Jacques in Reims, beide indes noch vor Schluss des Jahrhunderts eingewölbt. In S. Médard zu Quesmy, einer kleinen Säulenbasilika von zierlich spätromanischer Durchbildung, lässt sich, obgleich sie noch keine Spitzbögen hat, der Einfluss der frühgotischen Kathedrale des unfern gelegenen Noyon wohl erkennen.

Bedeutender wie die Schule von Paris zeigt sich die von REIMS. Die Kathedrale, ein Werk der grossen Erzbischöfe Ebbo und jenes Hinkmar, der Reims zum nordischen Rom zu erheben sich zutraute, stand bis zum Jahr 1210. Derselbe Hinkmar erbaute eine neue Kirche über dem Grabe des H. Remigius, des Täufers König Chlodwigs (gew. 852). Allein nach 150 Jahren zeigte sie sich schon baufällig — wie der Chronist sagt: weil die häufigen Einfälle der Barbaren nicht gestattet hatten, die Arbeit mit der nötigen Sorgfalt auszuführen — und der Abt Airard, von Ehrgeiz gespornt, beschloss anstatt Ausbesserung einen Neubau. Erwähnen wir noch rasch, dass im 11. Jahrhundert die Stadt noch zwei andere Abteikirchen, des H. Dionysius und des H. Nichasius, entstehen sah. Sie werden als stattlich gerühmt, doch überragte sie und überhaupt alle Kirchen des französischen Nordens jene des H. REMIGIUS um Haupteslänge. Ihre Vollendung und Weihe durch Papst Leo IX. im Jahre 1049 gab dem Mönche Anselm Anlass, die Baugeschichte aufzuzeichnen, die ausführlichste ihrer Art, die wir aus jener Zeit besitzen (*»Itinerarium Leonis papae«* bei Mabillon, *acta SS. saec. ed. Venet. VI, pars I, p. 625 ff.*). Dadurch werden die Behauptungen Viollet-le-Ducs, dass die Kirche dem 9. und 10. saec. angehöre und Leblans (*Congrès arch. 1875, p. 234 ff.*), dass das vorhandene wesentlich das Werk Hinkmars sei, durchaus hinfällig. Der Chronist sagt sehr bestimmt, dass Airard a. 1005 einen völligen Neubau unternahm. Sein Nachfolger Dietrich jedoch, der es für unmöglich hielt, das Werk in dem Sinne wie es begonnen war zu einem guten Ende zu führen, brach es grossenteils wieder ab und führte es nach einem einfacheren Plane (*faciliore structura sed non indecentiore*), indes mit Beibehaltung der Fundamente, weiter. Was Airards Absichten gewesen sein mögen, ist über den Grundriss hinaus nicht mehr zu erkennen. Dass ein Schwanken in der Bauführung vorgekommen ist, erkennt man indes deutlich in der Chorpartie und dem Transsept (Taf 119) und den Abweichungen des Systems in Lang- und Querhaus

(Taf. 86). Von späteren Zuthaten ist die wichtigste die (in unserem Grundriss nicht angegebene) frühgotische Erweiterung des Sanktuariums. Während der Aufbau noch befangene, ja einigermaßen rohe Behandlung zeigt, scheint die Plandisposition einem schöpferischen Geiste ersten Ranges entsprungen zu sein. Die reiche Gliederung der Chortriebe, die dreischiffige Bildung des Querhauses, die fünfschiffige des Langhauses, das sind ebensoviel ganz neue, kühne bedeutende Gedanken, eine notwendig in Staunen versetzende Erweiterung der Ueberlieferung. Ist dieser Plan in Reims ersonnen? Zunächst für den Chor und die anstossende Ostseite des Transseptes ist die Frage mit Sicherheit zu verneinen. Sie weist sich klarlich als Kopie des wenige Jahre zuvor begonnenen MARTINSMÜNSTERS in TOURS, jener berühmtesten und ehrwürdigsten Kirche Galliens, aus. Die Wendung des Chronisten, der Abt sei durch das Beispiel anderer Kirchenhirten, »qui ecclesias suas ex vetustate in potiore statu studuerunt reformare«, zu seinem Unternehmen angereizt worden, und habe Männer, »qui architecturae periti ferebantur«, herbeigerufen, erscheint hierdurch auf einmal in hellerem Lichte. Ein Unterschied besteht nur insofern, als in Tours die Chorrundung mit fünf, in Reims mit drei Absidiolen besetzt ist. Allein dieser Teil beruht auf einer restaurierten Zeichnung Viollet-le-Ducs, von der wir nicht wissen, auf wie sichere Indizien sie sich gründet. Um so bedeutsamer bleibt, dass der Durchmesser der Rundung auf ein Haar das gleiche Maass hat, wie in Tours. Dasselbe gilt von der Länge des Transseptes, wenn man den jüngeren südlichen Kreuzarm dem früher ausgeführten nördlichen kongruent denkt. Den Vergleich auf direktem Wege weiter zu führen, sind wir nicht im stande; denn das Münster in Tours ist im saec. 12 einem Umbau unterworfen worden. Trotzdem ergibt sich auch für die übrigen Hauptmaasse, nämlich Breite des Transseptes und Länge des Vorderschiffes (wobei zu wissen nötig ist, dass die zwei westlichsten Joche von S. Remy jenseits der Linie a—b im saec. 12 hinzugefügt worden), aufs neue genaue Gleichheit. Zwei wichtige Schlüsse ergeben sich daraus: erstens, dass der Umbau von S. Martin im saec. 12, mit Ausnahme der Chorerweiterung, die Grundlinien des Baus von 997—1014 festgehalten hat; zweitens, dass der Bau Airards in Reims eine buchstäbliche Kopie davon war.

Bedürfte es noch einer Stütze der obigen Folgerung, so wird sie durch ein drittes Monument gegeben: S. SERNIN in TOULOUSE. Der Vergleich mit S. Remy erweist nicht nur Aehnlichkeit der Konfiguration, sondern auch Kongruenz der Hauptmaasse, d. i. der Längen des Transseptes und Langhauses (letzteres von den Vierungspfeilern gemessen). Dagegen bestehen Verschiedenheiten in betreff der inneren Einteilung

der Schiffe. Es ist interessant, auch diese näher zu betrachten. S. Sernin ist jünger wie S. Remy. Der Chor wurde a. 1096 eingeweiht, Transsept und Langhaus im nächsten Jahrhundert langsam fortgeführt. Mit hin hatten die Erbauer von S. Sernin das gemeinschaftliche Muster schon in einem veränderten Zustande vor Augen: nämlich in dem auf Wölbung berechneten Umbau seit A. saec. 12. Dieser Zustand ist ganz genau kopiert: man erkennt dieselben Pfeilergrundrisse, dieselben Gewölbespannungen; eine leider nur flüchtige Ansicht von S. Martin, genommen während des Abbruches im Jahre 1798, zeigt auch dasselbe System des Aufbaus (Abb. im Bull. mon. 1874, p. 50). Besitzen wir nun in S. Remy eine ebenso genaue Kopie des ersten, flachgedeckten Zustandes? Ein paar bedeutsame kleine Umstände machen es höchst wahrscheinlich. Während nämlich der Kopist in S. Sernin Länge und Breite der Schiffe präzise wiedergibt, hat er sich die Pfeilerintervallen nicht so genau gemerkt: sie sind um 40 cm enger geraten und dadurch bei gleicher Gesamtlänge 12 Traveen anstatt der 11 des Originalen herausgekommen. In diesen beiden Punkten nun stimmt S. Remy auch noch mit dem zweiten Zustande von S. Martin mit staunenswerter Akkuratess überein. Nichts ist da wahrscheinlicher, als dass auch die Schiffweiten ursprünglich die gleichen waren. Eine Weite von 13,50 m zu überwölben, schien jedoch zu Anfang des saec. 12 mit Recht ein zu kühnes Wagestück und deshalb rückte man die Stützen enger zusammen und zwar, um als Grundlage für den Zentralturm ein reines Quadrat zu gewinnen, auf das unverändert das alte bleibende Maass des Querhaus-Mittelschiffs. Die Winkelabweichungen beim Anschluss an die Chorrundung zeigen deutlich, dass hier eine nachträgliche Verschiebung vorliegt.

Wir haben der obigen Untersuchung einen grösseren Raum gestattet, als sonst unsere Gewohnheit ist. Das Resultat — die Restitution des für die Entwicklungsgeschichte des Frühromanismus in Frankreich wichtigsten Denkmals — schien uns dieses Aufwandes wert zu sein.

3. Die Choranlagen.

Wie in Deutschland, so ist auch in Frankreich der Chor derjenige Teil des überlieferten Basilikengrundrisses, der zuerst und am kräftigsten vom Umgestaltungstribe ergriffen wird. Während aber in deutsch-romanischem Stil der an dieser Stelle angeschlagene Rhythmus alsbald den ganzen Grundplan durchdringt, wird im französischen der Chor als ein für sich bestehendes Motiv behandelt. Diese Auffassung ist weniger organisch, aber sie gestattet eine Mannigfaltigkeit

der Lösungen, die in Wirklichkeit zu einer unübersehbaren wird. Wir wollen uns nur mit den geläufigeren Formen beschäftigen.

EINFACHE. Der Halbkreis der Apsis schliesst unmittelbar an das Transsept, beziehungsweise das Hauptschiff an: Taf. 79, Fig. 3, 4, 5, 8. Häufiger wird ein viereckiger Raumteil in der Breite der Apsis — man könnte ihn Vorderchor nennen — eingeschoben. Die Ähnlichkeit mit dem deutschromanischen Kreuzgrundriss ist nur eine scheinbare; denn dieser Vorderchor ist nicht das durch das Transsept hindurchgedrungene Hauptschiff, sondern niedriger wie dieses, gewölbt, in gleicher Scheitelhöhe mit der Apsis. Beispiele Taf. 79, Fig. 2, 6, 7, 15, Taf. 84, Fig. 3, Taf. 85, Fig. 3. Zuweilen hat der Vorderchor nur sehr geringe Tiefe: S. Cyr in Nevers S. 260.

RUNDCHOR MIT UMGANG UND AUSSTRAHLENDEN KAPELLEN. In den grossen Kirchen, noch mehr den Abtei- als den Kathedralkirchen, ging die erste Forderung an vorzunehmende Neuerungen auf Erweiterung des Chores, teils um einen unabhängigen und passend gegliederten Raum für die Geistlichkeit, teils um angemessene Plätze für eine Mehrheit von Altären zu gewinnen. Im ostfränkischen Reiche waren diese Desiderate getrennt behandelt worden; das eine führte zur Verlängerung des Mittelschiffs über das Querschiff hinaus, das andere zur Anlage des Westchors. Im westfränkischen Reich suchte man beide gemeinschaftlich zu lösen, eben durch die in Rede stehende Disposition. Lag dort der Krystallisationspunkt im Kreuzesmittel (der Vierung), so hier in der Apsis. Die Erweiterung erfolgt konzentrisch. Ein ringförmiger Umgang setzt sich an, durch eine Säulensstellung vom inneren Halbkreis abgegrenzt. Der letztere enthält den Hauptaltar und ihn umgiebt gleichsam ein Strahlenkranz von Nebentälären, in halbrunden, aus dem äusseren Mauerring in radiantem Stellungen zum Zentrum hervortretenden Nischen. Noch ausdrucksvoller gestaltet sich diese Gruppierung, wenn der innere Halbkreis von einem Lichtgaden überragt wird. Ist ein Transsept vorhanden, so wird auch dieses an der Ostseite seiner Flügel mit Apsidiolen besetzt.

In der That hat die ganze Baukunst des Mittelalters kein zweites Grundrissmotiv mehr von so glänzender Schönheit und so reicher Entwicklungsfähigkeit — zumal für die Komposition des äusseren Aufbaus — hervorgebracht, wie das eben beschriebene. Es ist der erste selbständige Gedanke von Bedeutung, mit dem die romanische Kunst in Frankreich hervortritt, und bleibt dann ihr immer stolzer

heranwachsendes Lieblingskind; ja, er überdauert den romanischen Stil selbst, um im gotischen seinen aufs höchste gesteigerten Ausdruck zu finden. Dabei bleibt das Motiv ein spezifisch französisches. Schon die provençalische, wie die normännisch-englische Schule machen nur sporadischen Gebrauch davon, Deutschland und Italien kennen es nicht ¹⁾ wohl aber Spanien, das baugeschichtlich nur eine französische Provinz ist.

Die ENTSTEHUNG des Motives liegt nach Zeit und Ursache im Dunkel verborgen ²⁾. Wir geben nachstehend einen Versuch, dasselbe wenigstens auf einigen Punkten zu erhellen. — Die beiden ältesten erhaltenen Denkmalbeispiele sind die Notre-Dame de la Coûture in Le Mans (Taf. 119, Fig. 7 u. 7a) und S. Martin in Tours. An der COÛTURE unterscheidet man drei Bauperioden: die jüngste, ein Umbau des Schiffs im saec. 12, vgl. die rechte Hälfte unserer Zeichnung; die zweite, eine Erweiterung des Chors unter Abt Gauzbert (c. a. 990—1007); die älteste, aus saec. 9, in der Krypta (Fig. 7a) und den untern Mauerteilen der Schiffe noch erkennbar, woraus sich die Restitution auf der linken Hälfte der Zeichnung ergibt ³⁾, vgl. Congrès arch. 1878.

Da in der 992 oder 993 beginnenden Bauperiode zweierlei zu unterscheiden ist: Ausbesserung der Schiffe und Neubau des Chors — so folgt aus der Thatsache, dass a. 995 Bischof Sigenfried in der Kirche bestattet wurde, noch keineswegs die andere, dass in diesem Jahre schon der neue Chor bestanden habe; er könnte ganz wohl erst in den letzten Jahren Abt Gauzberts († a. 1007) errichtet sein. Mit andern Worten: die chronologische Ueberlieferung widerspricht der Möglichkeit nicht, dass die Coûture eine Nachahmung des schon 997 begonnenen Martinsmünsters gewesen sei. Und diese Möglichkeit ist, wenn wir die auf S. 249 u. 263 dargelegte hohe Bedeutung von S. Martin in Erwägung ziehen, ohne Frage die überwiegend wahrscheinlichere. Sie empfängt eine spezielle Unterstützung in der Nachricht, dass Gauzbert, als er nach Le Mans berufen wurde, sich bereits als Baumeister einen Namen gemacht hatte: vier nicht unbedeutende Kirchen waren unter seiner Leitung entstanden (vgl. Ramé im Bulletin du comité des travaux historiques 1882, p. 191) sämtlich bei oder in Tours.

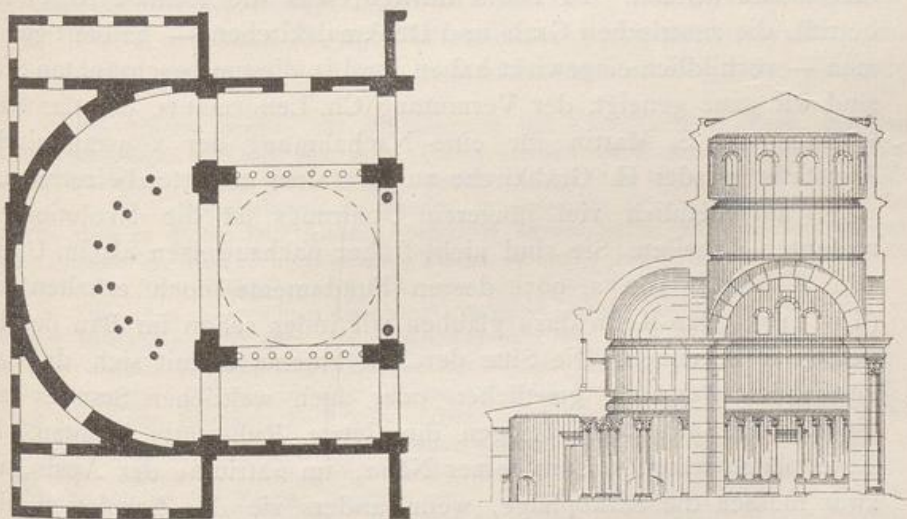
¹⁾ Ausnahmen: S. Godehard in Hildesheim, S. Trinità in Venasio, Kathedrale von Acerenza.

²⁾ Zur Kritik der Meinungen von Fergusson, Marimée, Lenoir vgl. G. v. Bezold in Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 15.

³⁾ Beiläufig bemerkt: eine überraschende Aehnlichkeit mit dem von uns vermutungsweise gleichfalls dem saec. 9 zugeschriebenen Grundriss von Hersfeld, Taf. 42.

Ueber allem Zweifel steht sodann die vorbildliche Einwirkung des Martinsmünsters bei dem drittältesten der erhaltenen Beispiele, bei S. Remy in Reims, vgl. oben S. 262.

Die weitere Frage ist nun, ob das Motiv bei dem Neubau des MARTINSMÜNSTERS seit 997 als ein ganz neues auftrat, oder ob es schon durch den alten Bau des Perpetuus (von a. 470) irgendwie prädisponiert war. Von dem hohen, ja einzigen Ruhm dieser Kirche, so als Architekturwerk wie als Wallfahrtsziel, haben wir früher gesprochen. Ihre Anlage unterschied sich in mehreren Punkten von dem altchristlichen Normal-schema, vorab in betreff der Apsis. Dieselbe hatte hier nicht, wie es sonst die gewöhnliche Bestimmung war, als Presbyterium zu dienen, sondern als Martyrium, als Aufbewahrungsort für die sterblichen Reste des Heiligen: »Hic (Perpetuus) sub mota basilica, quam Briccius episcopus aedificaverat super sanctum Martinum, aedificavit aliam amplio-rem miro opere, in cujus absida beatum corpus venerabilis sancti transtulit« (Gregorii Turonensis Hist. Franc. X, c. 31). Diesem Zwecke wurde die bauliche Disposition angepasst. Der dreifache Sarg, anstatt



in einer Krypta verborgen zu werden, stand auf ebener Erde, im Zentrum der Apsis, geschützt durch eine Aedikula, zu der eine mit einem Vorhang versehene Thür führte. In der Richtung der Füße des Heiligen, d. i. gegen Osten, schloss sich an die Apsis ein »atrium«, von welchem aus die Besucher das Grab in der Nähe betrachten konnten. J. Quicherat hat in seiner bedeutenden Abhandlung »Restitution de la basilique de Saint-Martin de Tours« (Revue archéologique 1869 und 1870, wieder abgedruckt in den Mélanges d'archéologie et d'histoire 1886), auf Grund sorgfältigster und scharfsinnigster Erwägung

aller zerstreuten Zeugnisse, die Ansicht ausgesprochen, dass das fragliche »atrium« nur als ein ringförmiger Umgang um die in Säulenstellungen sich öffnende Apsis gedacht werden könne, wie die beistehende Zeichnung anschaulich macht. Wir wollen Quicherats Restitution nicht in allen Stücken vertreten, in dem genannten Hauptpunkte aber kommt ihr höchste Wahrscheinlichkeit zu. Sie findet schwerwiegende Unterstützung in den inzwischen von G. B. de Rossi (*Bulletino cristiano* 1880, p. 148—151) nachgewiesenen Analogien, wonach eine ganze Anzahl frühchristlicher Kirchen speziell des 5. und 6. Jahrhunderts (S. Maria maggiore und SS. Cosma e Damiano in Rom, die Basilika Severiana in Neapel, die Basilika von Prata bei Avellino, die Basilika zu Tebessa in Afrika etc.) ihre Apsiden durch Bogen- und Säulenstellungen gegen einen hinterwärts liegenden, meist konzentrisch angelegten Raum öffneten. Mit Recht meint de Rossi, dass diese abnormale Disposition in den genannten Jahrhunderten in Italien, Afrika und Gallien ziemlich häufig angewendet worden sein muss. Der spezielle Zweck wechselte; in S. Maria maggiore z. B. wurde der Umgang als Matronäum benutzt. In Tours dürften, was die formale Ausbildung betrifft, die zentrischen Grab- und Denkmalskirchen — halbiert genommen — vorbildlich eingewirkt haben, und in diesem beschränkten Sinne sind wir ganz geneigt, der Vermutung Ch. Lenormants, der das Sanktuarium von S. Martin für eine Nachahmung der konstantinischen Anastasis bei der H. Grabkirche zu Jerusalem erklärte, beizutreten.

Wahrscheinlich viel jüngeren Ursprungs ist die Evolution der radianten Kapellen. Sie sind nicht früher nachzuweisen als im Umbau von S. Martin von a. 997, dessen Fundamente noch erhalten sind (Taf. 119). Den Keim dazu glauben wir indes schon im Bau des Perpetuus zu erkennen. Die Sitte der Zeit brachte es mit sich, dass ausgezeichnete Personen geistlichen oder auch weltlichen Standes unter einem Dach mit dem Heiligen ihre letzte Ruhestätte suchten. Die Ehrenplätze waren die in seiner Nähe, im »atrium« der Apsis, und zwar müssen die Sarkophage, wenn anders sie die Zirkulation nicht stören sollten, in Nischen sub arcu aufgestellt worden sein (wofür Quicherat p. 63 auch noch bestimmte Analogien anführt). Die hier Bestatteten erlangten nun mit der Zeit selber das Ansehen von Heiligen, auch an ihren Gräbern geschahen Mirakel, ihre Sarkophage wurden zu Altären. — Somit wären die radianten Kapellen die naturgemäße Fortbildung dieser ursprünglichen Grabnischen. Wann das geschah, ist nicht zu sagen. Vielleicht erst im Neubau von 997, vielleicht schon gelegentlich einer der früheren Restaurationen, deren das Gebäude in seinem 500jährigen Bestande mehrere erfahren hatte. Nachbildungen sind mit Sicherheit jedenfalls nicht früher als seit jenem

Neubau nachzuweisen ¹⁾. Derselbe traf in den fruchtbaren Augenblick, wo nach einer mehr wie hundertjährigen Epoche des Darniederliegens eine ausserordentliche Thätigkeit im Kirchenbau erwacht war. Solche Augenblicke sind erfahrungsmässig die günstigsten für die Ausbreitung einer zuerst lokal fixierten Bauidée. Das hohe Ansehen des Martinsmünsters wie die Schönheit des Motives an sich lassen die nun anhebenden vielfältigen Nachahmungen sehr begreiflich erscheinen. Ganz besonders aber wurden dieselben durch die eben in diese Zeit fallende ausschweifende Steigerung der Reliquienverehrung und des Wallfahrtswesens (S. 251) befördert. Waren in früherer Zeit die heiligen Gebeine in Konfessionen und Krypten verborgen, so wurde es jetzt, zunächst in Frankreich, Sitte, sie in der Apsis der Oberkirche an besser sichtbarem Platze aufzustellen; mit andern Worten: die Anordnung, die in S. Martin als eine singuläre von jeher bestand, wurde jetzt eine häufig beliebte. Ein, wie uns scheint, sehr helles Licht über diesen Zusammenhang ²⁾ verbreitet die Wahrnehmung, dass von den Denkmälern, die als die nach S. Martin ältesten Beispiele für die Anwendung des Chorumgangs mit Kapellenkranz zu nennen sind, die meisten zugleich in der Reihe der oben (S. 251) aufgeführten vornehmsten Wallfahrtsziele figurieren, nämlich: S. Remy in Reims (seit a. 1005), die Kathedrale

¹⁾ Als ältestes Beispiel für den Umgang mit Kapellenkranz pflegen die französischen Archäologen nicht S. Martin in Tours, sondern die Kathedrale von Le Mans zu nennen. Dieselbe, erbaut seit a. 834, besass zufolge den *Gesta Alderici ap. Baluze, Miscell. I, p. 81*: »deambulatoria in circuitu, in quibus et altaria quinque.« Die Interpretation, dass zu diesen fünf Altären ebensoviel Apsidiolen in radianter Stellung gehört hätten, scheint uns doch recht unsicher. Thatsache bleibt jedenfalls, dass die Ausbreitung des Motivs von Tours ausgeht, und zwar erst vom Neubau von a. 997.

²⁾ Die oben ausgeführte Ursprungshypothese erhebt nicht den Anspruch einer allseitigen Erklärung. Ist auch der Ausgangspunkt, wie wir überzeugt sind, richtig erkannt, so bleiben für die lange Epoche bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts die Zwischenmomente und mitwirkenden Bedingungen im Dunkeln. Der Versuch kann nur nützlich sein, den Hergang auch von anderer Seite her zu beleuchten. Einen solchen hat G. v. Bezold im Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 15, 16 vorgelegt. Als das sachliche Agens wird hier gleichfalls der Reliquienkult, als Grundlage der formalen Ausbildung jedoch die Krypta angenommen. An den Beispielen Taf. 119, Fig. 1—5 lässt sich eine Entwicklung aus der altchristlichen Konfession (Taf. 42, Fig. 9) verfolgen, darauf hinauslaufend, dass der Umgang immer mehr verbreitert und die denselben von der Grabkammer trennende Wand mit Arkaden durchbrochen wurde, welche Anordnung der vorüberziehenden Menge den Sarkophag bequem zu betrachten, vielleicht zu berühren gestattete, ohne dass sie in die Kammer selbst eindringen durfte. Diese Einrichtung, meint Bezold, sei hinterher auf den Chor der Oberkirche übertragen worden. Lo- nun, meint Bezold, sei hinterher auf den Chor der Oberkirche übertragen worden. Lo- nisch betrachtet eine sehr ansprechende Erklärung. Aber an der Hand der Denkmäler lässt sie sich nicht durchführen. Es giebt keine Krypten dieser Art, die älter wären als die entsprechenden Dispositionen der Oberkirche in S. Martin, S. Remy u. s. w. Wohl die älteste nachweisbare (c. a. 1020) ist die zu Montmajour; aber gerade hier und überhaupt in der ganzen Provence, findet Uebertragung auf die Oberkirche nicht statt. Dagegen sind S. Martin und S. Remy ohne Krypten, und die aus dem Bau des saec. 9 herübergenommene Krypta der Coître zu Le Mans (Fig. 7a) hat keinen Umgang, desgleichen nicht die von S. Sernin. In vereinzelten Fällen, z. B. in S. Philibert zu Tournus, könnte immerhin der Ausgangspunkt in der Krypta gewesen sein.

von Chartres (a. 1112), Saint-Savin (zwischen c. a. 1020—1030), S. Hilaire in Poitiers (geweiht a. 1049); wahrscheinlich auch die Abteikirche zu Fécamp in der Normandie (bald nach a. 1000); endlich S. Sernin in Toulouse. Sehr bald gewann dann das Motiv typische Geltung und wurde auch bei solchen Kirchen verwendet, die zu den Wallfahrtskirchen grossen Stils nicht gehören, wie die Coûture in Le Mans, die Kathedrale von Vannes in der Bretagne (erbaut von Bischof Judicael, der 991—1037 regierte, vgl. *Congrès arch.* 1882), S. Aignan in Orléans (gew. a. 1029).

Ein zweites Zentrum scheint CLERMONT-FERRAND gewesen zu sein. Gelegentlich seines Berichtes über die Einweihung von S. Aignan in Orléans a. 1029 (aus welcher Epoche die Krypta Taf. 119, Fig. 2) bemerkt der Chronist, die Kirche sei gebaut »in similitudinem S. Mariae etc. SS. Agricola et Vitalis in Claramonte«. Diese Kirche, die Vorgängerin der jetzigen Notre-Dame du Port, mit der sie oft verwechselt wird, die aber erst aus E. saec. 11 stammt, war von Bischof Namatius um a. 470, also genau gleichzeitig mit dem Bau des Perpetuus in Tours erbaut, a. 870 erneuert, im folgenden Jahrhundert durch die Normannen beschädigt und wiederhergestellt. Auch hier anscheinend Nachahmung von S. Martin. Denn nach der obigen Notiz über S. Aignan muss die Existenz eines Deambulatoriums unbedingt angenommen werden. Das in Clermont aufgestellte Muster fand in der Auvergne so allgemeine Nachahmung, dass hier kaum eine Kirche ohne die betreffende Choranlage zu finden ist. Bei aller Aehnlichkeit im allgemeinen unterscheiden sich der auvergnatische und der tourainische Typus doch in einem Punkte grundsätzlich voneinander: bei jenem ist die Zahl der radiantten Kapellen immer gerade, meist vier, zuweilen zwei — bei diesem immer ungerade, fünf oder drei; so dass dort die Hauptaxe des Gebäudes zwischen zwei Kapellen auf ein Fenster im Umgange trifft, hier mit der Axe der mittleren Kapelle zusammenfällt. Die Ursache der letztern Disposition glauben wir darin zu erkennen, dass im alten Martinsmünster das Grab des Perpetuus in der Richtung der Füsse des Martinus, d. h. eben in der Hauptaxe des Gebäudes, angelegt war. — Wir fassen die letzten Erörterungen mit den früheren auf S. 263 in folgender Stammtafel zusammen:

S. Martin in Tours:

Bau von a. 470.	Neubau a. 997—1014.	Umbau c. a. 1100.
SS. Agricola et Vitalis in Clermont.	Le Mans, Poitiers, Reims, Cluny a. 1089	S. Sernin in Toulouse.
Auvergne, Nevers, Orléans.	jüngere burgundische Schule.	S. Jago de Compostella.

VIERECKIGE CHÖRE MIT NEBENCHÖREN ¹⁾. Diese Formation ist nicht von so altem Ursprung und auch nicht von so langer Dauer, wie der Rundchor mit Umgang, aber in einem engeren zeitlichen Rahmen, nämlich im 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, hat sie grosse Verbreitung gefunden, in Frankreich und über Frankreich hinaus. Der Mittelpunkt ist Cluny.

Diese berühmte Abtei gehörte nicht in die Reihe der Wallfahrtskirchen; Zwecke, wie sie durch das Deambulatorium der Schule von Tours verfolgt wurden, lagen hier nicht vor. Dafür war die Geistlichkeit sehr zahlreich, ihr Raumbedürfnis gross. Seit dem 9. Jahrhundert bestand die Regel, dass jeder Priester täglich die Messe lese; zu vermeiden war dabei, dass zwei Priester von gleichem Range an demselben Tage denselben Altar benutzten; ferner sollten diese Privatmessen nach der missa solemnis und niemals zu zweien zugleich abgehalten werden ²⁾. Erwägt man dazu, dass die Mönche zwar nicht alle, in stark bevölkerten Klöstern immerhin viele, die Priesterweihe besaßen, so wird die mit der Jugendentwicklung der romanischen Baukunst zusammenfallende, in erster Linie von den Klosterkirchen auf die Bahn gebrachte Vermehrung der Altäre begreiflich. Der Bauplan von St. Gallen zeigt ihrer nicht weniger als 17 auf die ganze Kirche verteilt, in der von Alkuin in York erbauten Kirche waren es sogar 30. Das mochte hingehen, solange das Kloster in einsamer Gegend lag und seine Laiengemeinde klein war. Wo man aber mit stärkerem Andrang des Volkes zu rechnen hatte, war es durchaus nötig, das Schiff von Altären und Schranken zu befreien und an anderer Stelle für sie Raum zu schaffen. Frühe Beispiele konsequenter Ausbildung auf dieses Ziel hin gewahren wir an einigen Kirchen des saec. 11 in Burgund: ANZY-LE-DUC im Herzogtum, PAYERNE und ROMAINMOTIER im Königreich, jetzt zur Schweiz gehörig, Taf. 118, 121. Der formbestimmende Kern ist das (nicht immer reine) Chorquadrat, das in seinem Verhältnis zum Querschiff auf frühe geschichtliche Beziehung zur deutsch-romanischen Kreuzbasilika hinweist. Neben diesem werden zwei rechteckige Kapellen als Nebenchöre angelegt, schmaler und niedriger, aber von gleicher Tiefe, so dass sie gegen Osten mit dem Hauptchor eine zusammenhängende Abschlussmauer bilden, an die sich Apsiden anlehnen; dann noch je eine Apsis an den Kreuzarmen, also im ganzen fünf. Wie verbreitet diese Disposition in Burgund gewesen sein muss, sieht man daraus, dass sie noch im folgenden

¹⁾ Vgl. G. v. Bezold im Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 29.

²⁾ Martène, *De antiquis ecclesiae ritibus*, ed. 1763, t. II, lib. I, cap. 3.

Jahrhundert, trotz der durch den Rundchor mit Umgang gemachten Konkurrenz, sich erhält: reich in CHATEAU-MEILLANT, einfacher in CHATEAU-PONÇAT und SEMUR-EN-BRIONNAIS; ja im Grunde gehen selbst die grossen Kathedralbauten von AUTUN, LYON, VIENNE auf diesen Typus zurück. Bedeutsam ist nun, dass die oben genannten drei ältesten Exemplare der Cluniacenserkongregation angehören.

Das Mutterkloster zu CLUNY hat drei Kirchen nacheinander entstehen sehen, jede folgende grösser und prachtvoller als die vorhergehende: den Stiftungsbau von a. 910, die schon bedeutende Säulenbasilika des Majolus, geweiht a. 981, die kolossale Gewölbekirche Hugos, begonnen a. 1089. Der für uns in Frage kommende Bau ist der mittlere. Wenn schon die speziell in der Choranlage hervortretende Familienähnlichkeit der genannten drei burgundischen Tochterkirchen eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür ergibt, dass das gemeinschaftliche Formprinzip der Mutterkirche entnommen sei, so steigert sich dieselbe, man kann sagen zur Gewissheit, wenn wir sehen, unter welchen Voraussetzungen eben dieselbe Form in zwei entfernten Stilregionen wieder auftaucht.

Das eine Mal in Deutschland, in den auf S. 209 f. besprochenen Klöstern der Hirsauer Regel. Dieselbe war, wie bekannt, eine Filiation von Cluny, und die unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit, womit gewisse Eigentümlichkeiten des Planes, darunter besonders die Chordisposition, stets wiederholt wurden, bezeugt deren feste Begründung in den liturgischen Gewohnheiten der Kongregation.

Das andere Mal in der Normandie. Hier wurde die Cluniacenserregel durch den berühmten Abt Wilhelm eingeführt, einen geborenen Piemontesen, der in früher Jugend mit S. Majolus nach Cluny gekommen war, dann dem Kloster S. Benigne in Dijon vorstand, von Herzog Richard II. in die Normandie berufen wurde und die grosse Abtei von Fécamp bis an seinen Tod a. 1031 regierte. Er soll in seiner neuen Heimat über 40 Kirchen und Klöster errichtet haben. Unter den ältesten Kirchen des Landes ist wenigstens eine, die mit aller Sicherheit als Wilhelms Werk betrachtet werden kann: die des Klosters BERNAY. Der Grundriss (Taf. 80) zeigt in der entscheidenden Partie genaueste Uebereinstimmung mit der Aureliuskirche zu Hirsau. Und ebenso sorgfältig, wie in den Klosterkirchen der Hirsauer Regel wurde in den normännischen die in Rede stehende Eigentümlichkeit festgehalten.

Diese Uebereinstimmung giebt eine Grundlage, wie sie fester kaum gedacht werden konnte, für die Restitution des gemeinschaftlichen Vorbildes, der Kirche des Majolus zu Cluny, und sie zeigt zugleich, welches Gewicht die oberste Leitung der Kongregation, auch hierin

dem in ihr waltenden zentralistischen und internationalen Geiste treu, auf die Genauigkeit der Nachahmung legte.

Merkwürdig nun, dass Cluny selbst von dem traditionellen Ideale zuerst abfiel. Als Abt Hugo der Grosse im Jahre 1089 den Bau des Majolus abbrach, um ihn durch einen über jedes bekannte Maass hinausgreifend grossartigen Neubau zu ersetzen, da adoptierte er für den Chor den Typus von S. Martin in Tours. Wir glauben, dass es aus einer rein künstlerischen Begeisterung geschah, der wir unsererseits durchaus beipflichten. Wie eine Art Entschuldigung klingt es, wenn verbreitet wurde, der Baumeister — Mönch Gauzo — habe den Plan im Traume von einem Engel empfangen. Das hiermit gegebene Beispiel fand Nachahmung in PARAY-LE-MONIAL und LA-CHARITÉ, wo ein älterer Chor, dessen mutmassliche Gestalt wir Taf. 121, Fig. 3, vorführen, eigens deshalb abgebrochen wurde. Es fehlte aber auch nicht an Tadeln. Der feurigste und überzeugendste war der H. Bernhard. Die grosse Reaktion, die er im kirchlichen Bauwesen heraufführte — eine Reaktion der Einfachheit gegen die Pracht —, wird uns an späterer Stelle ausführlich beschäftigen. Eines wollen wir aber schon hier feststellen: dass Bernhard seine Forderung der Rückkehr zur Einfachheit der Alten ganz wörtlich verstand; denn der bekannte typische Chor der Cistercienserkirchen ist in der That nichts anderes als die Erneuerung des alten Cluniacenserchors in streng rationellem Sinne.

4. Der innere Aufbau.

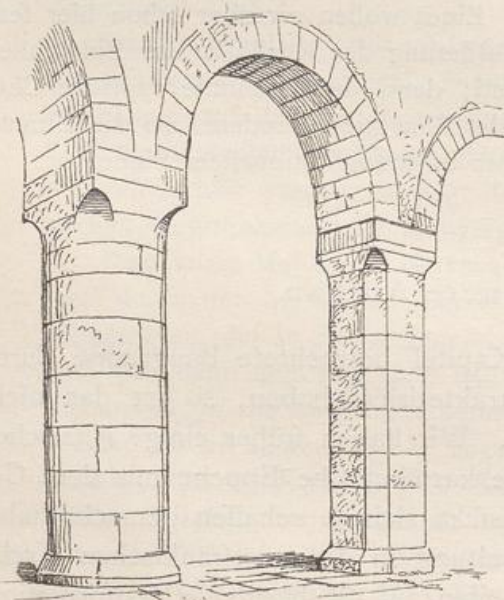
Wenn wir die in diesem Kapitel betrachtete Baugruppe durch das Epitheton »flachgedeckt« charakterisiert haben, so ist das nicht ganz unumschränkt zu verstehen. Wir haben früher einige Anzeichen dafür aufgeführt, dass schon die karolingische Epoche mit dem Gedanken der Ueberwölbung der Basilika sich zu schaffen gemacht habe. Wir sahen weiter die grosse Spaltung in der westfränkischen Architektur eintreten, derzufolge der Süden auf die basilikale Konformation, der Norden auf die Gewölbedecke Verzicht leistete. Dieser letztere Verzicht war jedoch kein unbedingter, man bezeichnet ihn genauer als Kompromiss. Zwei Raumteile wurden nämlich in der That mit Gewölben gedeckt: der Chor und die Seitenschiffe, die mit ihren geringen Abmessungen und wenig durchbrochenen Mauern konstruktive Schwierigkeiten nicht boten. Flachgedeckt blieb dagegen das Mittelschiff und damit der strukturelle Organismus des Ganzen tiefergreifenden Umwälzungen nicht weiter ausgesetzt.

Zwei bedeutende Beispiele aus A. saec. 11: Abteikirche Fécamp (Quicherat, *Mélanges* p. 430) und S. Remy in Reims, zufolge der ansprechenden Vermutung von Viollet-le-Duc I, 178 mit quergelegten Tonnengewölben. Kleinere Kirchen bleiben lange auch in den Seitenschiffen ungewölbt.

Eine Folge des Umsichgreifens der Seitenschiffsgewölbe war die fortschreitende Verdrängung der Säule durch den Pfeiler. Mehrere bedeutende Bauten des 10. Jahrhunderts, wie die Kathedrale von Auxerre, die Kathedrale von Sens, die Abteikirche von Lobbes, zuletzt noch die Kirche des Majolus in Cluny, werden als Säulenkirchen genannt (Quicherat 118 ff.): vom 11. saec. ab hören wir dergleichen nicht mehr. In der That herrscht unter den erhaltenen Denkmälern durchaus der Pfeiler vor.

Die Säule, wo sie noch auftritt, weicht vom römischen Vorbilde viel weiter ab, als z. B. die deutsch-romanische: die Proportionen zwi-

schen Basis, Kapitell und Stamm haben sich durchaus verschoben, der letztere wird aus einzelnen Werkstücken geschichtet, bleibt ohne Verjüngung und Schwellung, kurz, es ist eher ein runder Pfeiler, als eine wirkliche Säule.



Der Pfeiler hat gleichfalls die Tendenz, neue und wechselnde Formen aufzusuchen. Ausser dem quadratischen Grundriss kommen oblonge oder kreisförmige vor; die Ecken werden abgefast; seitdem es Sitte wird, die Arkaden durch Einsprünge abzustufen, kommt der

kreuzförmige Grundriss auf; zierlicher ist die Ersetzung der rechtwinkligen Vorlagen durch Halbsäulen. Auch wechseln wohl Pfeiler verschiedener Formen miteinander ab.

Beispiele für alle diese Fälle auf Taf. 84, 85, dazu die beistehende Figur, die nach Viollet-le-Duc eine Arkade aus Lons-le-Saulnier saec. 12 darstellt.

Die Fenster sind in der Frühzeit grösser, weiter und in den

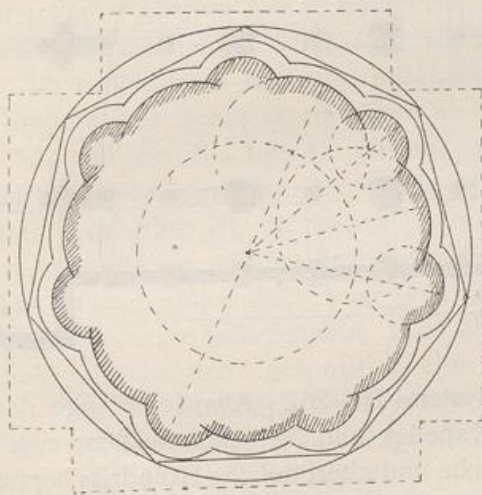
Gewänden weniger abgeschrägt, als man es in Deutschland und Italien sieht; im Laufe des 11. Jahrhunderts verengern sie sich.

Beispiele der ersten Art: Basse-oeuvre zu Beauvais, Beaulieu-les-Loches, Cravant, S. Mexmes zu Chinon, Rivières.

Ueber das System ist, da so wenig grössere Kirchen übrig geblieben sind, auch nur wenig zu sagen. Das bemerkenswerteste ist die bedeutende Stellung, welche das dreigeschossige System errungen hat. Zu Haus ist es vornehmlich in der Champagne mit Ausläufern nach Lothringen und Hennegau. Aus Franzien, der Picardie und dem Orléannais sind keine Beispiele davon erhalten.

KATHEDRALE (Basse-oeuvre) zu BEAUVAIS, Taf. 85, erbaut um 990. Die Proportionen der Arkaden und der weiten Fensteröffnungen erinnern an gallo-römische Traditionen; die Behandlung von äusserster Schlichtheit.

S. GERMAIN-DES-PRES zu PARIS (Abb. Taf. 146, 149, 154). Romanisch seiner Substanz nach ist nur das Langhaus, der Bau des Morard (990—1014) in einer etwa hundert Jahre jüngeren Uebearbeitung, die namentlich in den kantonierten Theilen erkennbar wird; wohl schon ursprünglich auf Ueberwölbung angelegt; in den Verhält-



nissen ein kräftiges Breitenmaass vorherrschend; die Gewölbe erneuert, der an der Vorderseite der Pfeiler emporlaufende Runddienst angeblich ein Zusatz des 17. saec.

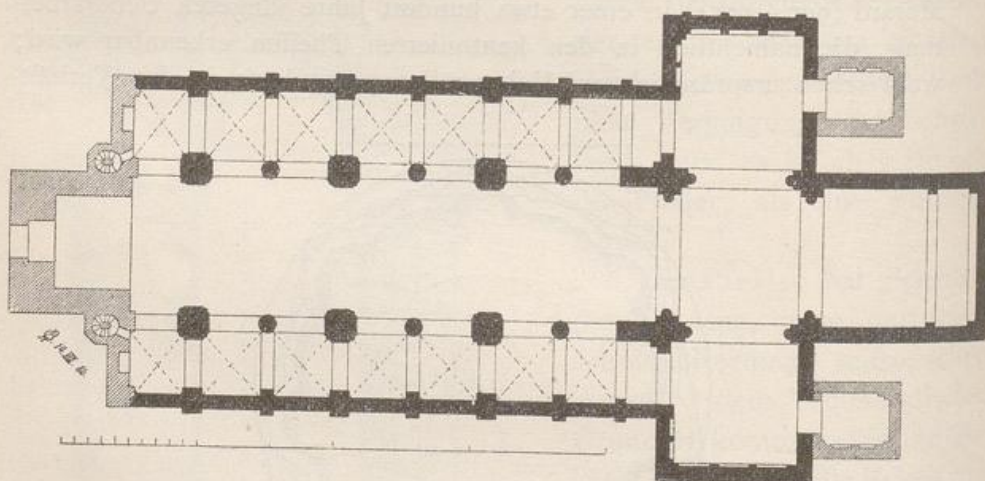
S. REMY in REIMS, Taf. 68, vgl. oben S. 262. Das System hat dreimal gewechselt; im nördlichen Kreuzarm, dem ältesten Teil, kurze derbe Säulen in beiden Geschossen; im südlichen Kreuzarm quadratische Pfeiler mit flachen Vorlagen; im Schiff sehr eigentümliche Bündel-

pfeiler, deren Grundriss wir beifügen (der punktierte Umriss entspricht der Gesimsplatte); nach Schnaase sicher aus ursprünglich viereckiger Form herausgearbeitet, vgl. oben S. 195. Interessant der Wandel im Raumgefühl; der Lichtgaden des Langhauses von Anfang an höher angenommen, als der des Querhauses; das genügte aber der fortschreitenden Zeit nicht, und so wurde das Stück mit den Okulusfenstern hinzugefügt.

Ableitungen von S. Remy sind die Klosterkirchen VIGNORY, SOMMEVOIR, MONTIER-EN-DÉR; das der letzteren von den französischen Archäologen beigelegte Datum 992 ist nicht haltbar.

Als jüngstes Glied dieser Reihe wäre die Notre-Dame in Châlons s. M. anzureihen, wenn M. de Dion (Congrès archéol. 1875, p. 233 ff.) mit seiner Behauptung recht hätte, dass das Langhaus in seiner unteren Partie aus der Zeit vor dem Brande von a. 1157 stamme — eine Hypothese, die, soweit Erinnerung und Abbildungen eine Prüfung gestatten, uns sehr zweifelwürdig erscheint.

Den genannten Denkmälern der Champagne verwandt sind die folgenden des Hennegau: S. VINCENTIUS zu ZINIK, Soignies (Grundriss



beistehend, System Taf. 86). Aus der Menge der östlich und südlich angebauten Kapellen und Nebenräume lässt sich mit voller Sicherheit der sehr einfache und altertümliche Grundriss herauschälen. Dreischiffig mit einfachem Transsept von nahezu drei Quadraten, der rechteckige Chor etwas über das Quadrat verlängert. Die Absicht der Wölbung, im Untergeschoss des Schiffes unverkennbar, ist bei Höherführung des Baues aufgegeben worden. Die Grundform der mächtigen Pfeiler wechselt vom Arkadensimse an, sie sind in den oberen Teilen in Backstein vor das Bruchsteinmauerwerk vorgesetzt, vielleicht erst bei der Einwölbung im saec. 17 (Mitteilung des Doyen Mr. François, jetzt alles dick verputzt und getüncht). Die Oberfenster waren, wie am Aeusseren deutlich zu sehen,

in annähernd gleichen Abständen über die ganze Länge verteilt. Von den Gesimsen, welche wir in unserem Restaurationsversuch geben, sind noch einige Reste vorhanden. Schon in romanischer Zeit fanden Umbauten und Erweiterungen statt. Der Chor wurde gewölbt und hierbei die Anordnung der östlichen Fenster verändert, um halbrunde Strebe-
pfeiler anzubringen, zwei Kapellen wurden der Ostseite des Transseptes angefügt, endlich schon im Uebergang zur Gotik der Westturm erbaut. Als wahrscheinlicher Verlauf der Baugeschichte ergibt sich: Beginn des Baues a. 963 mit Chor, Transsept und unteren Teilen des Schiffes, letzteres mit Unterbrechungen weitergeführt und gleichzeitig mit der Wölbung des Chores fertig gestellt, vielleicht unter Einfluss von S. Remy zu Reims, mit welchem er in seinen Abmessungen, im allgemeinen Raumeindruck und in manchen Einzelheiten übereinstimmt. Wir werden im Centralblatt der Bauverwaltung etwas eingehender über das interessante Denkmal berichten.

Die Kathedrale von DOORNIK (Tournay), Taf. 83, 86, 89. Die bedeutendste romanische Kirche im jetzigen Königreich Belgien. Von einem älteren a. 1066 geweihten Bau ist anscheinend nichts erhalten; zu a. 1146 wird des im Werke begriffenen Neubaus gedacht, welcher Epoche die Langschiffe, die hier allein in Frage kommen, zuzuschreiben sind. Erdgeschoss und Emporgeschoss von gleicher Höhe, in den Maassen der Oeffnungen wiederum mit S. Remy fast kongruent, in der Behandlung wesentlich verschieden. Die sehr starken und reich gegliederten Pfeiler, im Erdgeschoss mit quadratischem Kern und Halbsäulen, in der Empore mit achteckigem Kern und Polygonalsäulen, wirken schwerer, als mit der Flachdecke verträglich ist; darüber ein unverhältnismässig hoher Lichtgaden, der aussen durch eine schöne normännische Galerie gegliedert ist, für dessen Innenseite aber nur ein gedrücktes Triforium gefunden wurde: lauter Fehler, die durch die Enge des Querschnittes noch empfindlicher werden; endlich als Material ein roh bearbeiteter schwarzer Schieferstein. Dies alles giebt der aufs Mächtige und Reiche ausgehenden Komposition eine Wendung ins Unfreie und Düstere. — Renard, Monographie de Notre-Dame de Tournay, 1856. Osten, in der Wiener B.-Ztg. 1845. Kugler, Kleine Schriften II.

Die Kathedrale von KAMERIK (Cambray), zu A. saec. 19 abgebrochen. Ein alter Kupferstich (reproduziert bei Kugler, B.-K. II, 356) lässt ein System des Langschiffes erkennen, das dem von Doornik sehr ähnlich ist, ja — falls wir den noch a. 1080 begonnenen Bau vor uns hätten — als das Vorbild von jenem anzusehen wäre; vgl. Quicherat in der Revue archéol. X, p. 80.

Die Normandie wird uns in einem eigenen Abschnitt beschäftigen. Die Bretagne haben wir weder selbst besucht, noch kennen wir das

Hauptwerk von *Delamouneraye*: *Essai sur l'histoire de l'architecture religieuse en Bretagne*, Rennes 1849. Nach Citaten daraus zu urteilen, giebt es hier noch mehrere Kirchen aus dem 11. und 12. Jahrhundert (Loctudy, Fouesnant, Lochmariaker, S. Malaine zu Rennes, Lochmaria zu Quimper, S. Martin zu Lamballe u. s. w.), mit Balkendecke im Mittelschiff, mit Gewölben in den Seitenschiffen.

5. Normandie und England.

LITTERATUR. Hauptwerk: *H. Ruprich-Robert*: *L'architecture normande aux XI et XII siècle*. Paris 1884. 2°. Unvollendet und noch ohne Text. — *Pugin*: *Specimens of the architecture of Normandy*. London 1874. 4°. — *H. Gally Knight*: *An architectural tour in Normandy*. London 1841. 8°. — *Arcisse de Caumont*: *Statistique monumentale du Calvados*, 5 vol. Paris 1847—1867. 8°. — Zahlreiche Aufsätze von *de Caumont*, *Parker* und *Bouet* im *Bulletin monumental*. Separatabdruck daraus (Bd. 31 u. 33): *Bouet*: *Analyse architecturale de l'abbaye de Saint-Etienne de Caen*. Caen 1868. — *Ruprich-Robert*: *L'église de Ste. Trinité et l'église St. Etienne*.

J. Britton: *Cathedral antiquities*, 5 Bde. London. Enthält Monographien von 14 englischen Kathedralen. — *Britton*: *The architectural antiquities of Great Britain*, 5 Bde. London. 4°. — *Winkles*: *Architectural illustrations of the Cathedral Churches of England and Wales*. 2 Bde. 8°. — *Monasticon Anglicanum (Dugdale)*. 6 Bde. 2°. — *R. W. Billings*: *The baronial and ecclesiastical architecture of Scotland*. 4 Bde. London 1848. 4°.

Poole, G. A.: *A History of ecclesiastical architecture of England*. London 1848. 8°. — *Rickman*: *An attempt to discriminate the Styles of architecture in England*. London 1817. 8°. *Bloxam*: *The principles of gothic architecture*, 9. Ausg. London 1849. Deutsch von *Henszelmann*: *Die mittelalterliche Kirchenbaukunst in England* von Bl. 8°. *Sharpe*: *The seven periods of English Architecture*. London 1851. 8°.

MONOGRAPHIEN. *Canterbury*. Willis, the architectural history of Canterbury Cathedral. London 1845. 8°. — *Saint-Albans*. Buckler, A history of the abbey church of St. Albans. London, 1847. 8°. — *Winchester*: Willis, the architectural history of W. Cath. in den Proceedings of the annual meeting of the archaeol. Inst. of Great Britain at Winchester, 1845. — *Carlisle*: R. W. Billings, Architectural illustrations of Carlisle cathedral. London 1839. 4°. — *Durham*: R. W. Billings, Architectural illustrations and account of Durham cathedral. London 1843. 4°.

Die Normannen, diese letzten Nachzügler der grossen germanischen Wanderung, traten in die westeuropäische Völkergesellschaft als ein Sauerteig ein, der diese in tiefe Gärung zu setzen bestimmt war. Ihre Bedeutung für Ereignisse und Institutionen des öffentlichen Lebens ist bekannt genug. Nicht minder merkwürdig in ihrer Art sind ihre Einwirkungen auf das Bauwesen dieser Gegenden. Sie zeigen sich als zweifache. Zuerst waren es ihre Verwüstungen, durch welche die Normannen weit und breit unter den alten Denkmälern gewaltig aufräumten, den Keimen einer neuen Architektur freie Luft machten, sie zu beschleunigtem Wachstum antrieben. Hernach, als sie zu festen

Sitzen kamen, wechselten sie die Rolle: ihre einst im Zerstören bewährte Energie warf sich aufs Schaffen und Bauen.

Die normännisch-romanische Baukunst ist ein Setzling vom Stamme der westfränkischen Architektur, der dies Verwandtschaftsverhältnis nicht verleugnet, aber unabhängig und aus eigenen Kräften weiterwächst.

Unter Karl dem Grossen hatten die nachmals von den Normannen besetzten Gegenden manche bedeutende Kirchenbauten besessen, obenan das Kloster Centula (vgl. S. 174). Die Wiederaufnahme höherer Kunstthätigkeit hängt zusammen mit der grossen Klosterreform nach cluniacensischem Muster, die unter dem Schutze Herzog Richards II. der berühmte Wilhelm, a. 1010—1031 Abt von Fécamp, durchführte, und durch die, im Wetteifer der Barone mit dem Herzog, nicht weniger als vierzig neue Kirchen und Klöster ins Dasein gerufen sein sollen. Wilhelm war Lombarde von Geburt, und es wird zu untersuchen sein, inwieweit er und andere Italiener, die nach ihm kirchliche Würden in der Normandie bekleideten, heimischen Gewohnheiten hier Eingang verschufen. Sehr bestimmt ausgeprägt ist der burgundisch-cluniacensische Einfluss in der typischen Ausbildung sowohl der Chorpartie als des Westbaues mit seinen Doppeltürmen. Der innere Aufbau endlich knüpft an die in der karolingischen Epoche eingeschlagene einheimische Richtung an.

Zu alle dem nun brachten die Normannen feststehende eigene Bauformen nicht hinzu, wohl aber die wertvollere Mitgift eines echt monumental gerichteten Sinnes und kühner Unternehmungslust. Vermöge dieser Eigenschaften zeigt sich schon bald nach der Mitte des 11. Jahrhunderts die normännische Schule allen übrigen Nordfrankreichs überlegen. Um gleich die Hauptsache zu nennen: sie ist entschlossen, in der Ueberwölbungsfrage nicht wie jene auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern die steinerne Decke im ganzen Gebäude zur Herrschaft zu bringen; und zwar ist sie über die Methode von Anfang an nicht im Zweifel: es sollen Kreuzgewölbe sein im Hauptschiff, wie sie in den Nebenschiffen längst in Anwendung kamen. Die grossen Bauschöpfungen des 11. Jahrhunderts haben die Aufgabe zwar noch nicht bis zur Lösung geführt, doch in allen Stücken sie vorbereitet. Und so vermag an der Schwelle des folgenden Jahrhunderts die normännische Schule als die erste das Ziel zu erreichen, das das gemeinsame aller nordfranzösischen Schulen seit langem war.

Derselbe Geist klarer, fester, gesammelter Zielbewusstheit nun

durchdringt die normännischen Bauten bis in die letzten Teile. Das lässige und reizende Spiel mit dem Irrationellen, worin sich anderswo der romanische Stil so oft gefällt, hat hier keine Stätte; das Typische ist durchaus stärker als das Individuelle; eine straffe Disziplin und Konzentration herrscht in dieser Schule, ein Streben nach Folgerichtigkeit und Regelmässigkeit, das im ganzen wie selbst in manchen Einzelbestimmungen an die Baurichtung Niedersachsens erinnert. Im übrigen sind die Charaktere verschieden genug. Von der Bescheidenheit, Feinheit, gemüthlichen Wärme der sächsischen Bauten findet man bei den normännischen nichts; diesen glaubt man es auf den ersten Blick, dass eine hochfahrende, sieges- und herrschaftsgewohnte Militäraristokratie sie sich zu Denkmälern gesetzt hat. Uebersichtlichkeit und logische Klarheit im Grundriss, scharfe Accentuierung des struktiven Organismus im Aufbau; grossartige Raum- und Massenentwicklung, insbesondere in der Höhenrichtung; die dekorativen Zuthaten in der älteren Zeit sparsam aber wirkungsvoll, in der jüngeren reich und prunkend, aber immer dem struktiven Gedanken untergeordnet; tiefer Ernst der baulichen Grundstimmung: das sind die Züge, aus denen der scharfumrissene Familiencharakter der normännischen Baukunst diesseits wie jenseits des Kanals sich zusammensetzt.

Denn mit den Normannen eroberte auch ihre Baukunst die britische Insel. Dieser schnelle und vollständige künstlerische Sieg erklärt sich nicht bloss aus der durchgreifenden Normannisierung des Kirchenregiments, vielmehr hat allem Anschein nach der angelsächsische Kirchenbau von jeher wesentliche Grundzüge mit dem der festländischen Nachbargebiete gemein gehabt. Die wenigen als angelsächsisch anzusprechenden Ueberreste geben allerdings ein abweichendes Bild, allein es sind eben nur untergeordnete Bauwerke, aus denen wir wohl einige Aufschlüsse über das Gebiet der Zierformen, aber keine über die allgemeine Anlage der grossen Kirchen gewinnen. Um so wichtiger sind die zahlreichen und ungewöhnlich präzise gefassten schriftlichen Zeugnisse, von denen wir einige herzusetzen nicht unterlassen wollen.

In CANTERBURY hatte Augustinus, der erste römische Missionar unter den Angelsachsen, eine Kirche erbaut, a. 590. Sie wurde um 950 durch Bischof Odo erweitert. Ueber diesen Bau schreibt Edmerus, Cantor von Canterbury, welcher mit St. Anselm in Rom gewesen war: »Erat enim ipsa ecclesia . . . Romanorum opere facta, et ex quadam parte ad imitationem ecclesiae beati apostolorum principis Petri . . . ad haec altaria nonnullis gradibus ascendebatur a choro cantorum.

quaedam cripta quam confessionem Romani vocant. Subtus erat ad instar confessionis sancti Petri fabricata, cujus fornix eo in altum tendebatur ut superiora ejus non nisi per plures gradus possent adiri.« (Ms. of Corpus Christi coll., citiert bei Willis, Canterbury p. 10).

Bischof Benedikt baute um a. 670 ein Kloster zu Ehren des Apostels Petrus nahe der Mündung des Flusses Were: WIREMUTH, WEARMOUTH. Ein Jahr nach der Gründung reiste er nach Gallien, »caementarios, qui lapideam sibi ecclesiam juxta Romanorum, quem semper amabat morem facerent, postulavit, accepit, attulit.«

Sein Zeitgenosse, der Bischof Wilfrid von York baute »in Hrypis (RIPON) basilicam polito lapide a fundamentis in terra usque ad summum aedificatam, variis columnis et porticibus suffultam«; und die zu HEXHAM, von welcher uns eine eingehende Beschreibung aus dem 12. saec. erhalten ist: »Profunditatem ipsius ecclesiae criptis et oratoriis subterraneis, et viarum anfractibus, inferius cum magna industria fundavit. Parietes autem quadratis et variis et bene politis columnis suffultos, et tribus tabulatis distinctos immensae longitudinis et altitudinis erexit. Ipsos etiam et capitella columnarum quibus sustentantur, et arcum sanctuarii historiis et imaginibus et variis caelaturarum figuris ex lapide prominentibus et picturarum et colorum grata varietate mirabilique decore decoravit. Ipsum quoque corpus ecclesiae appenticis et porticibus undique circumcinxit, quae miro atque inexplicabili artificio per parietes et cochleas inferius et superius distinxit. In ipsis vero cochleis et super ipsas, ascensoria ex lapide et deambulatoria, et varios viarum anfractus modo sursum, modo deorsum, artificiosissime ita machinari fecit, ut innumera hominum multitudo ibi existere et ipsum corpus ecclesiae circumdare possit, cum a nemine tamen infra in ea existentium videri queat . . .« (Richardus Hagulstad. t. c. 3. citiert bei Britton A. A. V. 122).

Die von Wilfrid erbaute Kirche S. PETER ZU YORK hatte 741 durch Brand gelitten. Sie wurde von Eanbald und Alkuin wieder aufgebaut und wird von letzterem folgendermassen beschrieben:

»Haec nimis alta domus solidis suffulta columnis,
Suppositae quae stant curvatis arcubus, intus
Emicat egregiis laquearibus atque fenestris,
Pulchraque porticibus fulget circumdata multis
Plurima diversis retinens solaria tectis
Quae triginta tenet variis ornamentibus aras.«

Ueber die Erbauung der Abteikirche zu RAMSEY durch Oswald, Bischof von Worcester (saec. 10), berichtet die Historia Ramasiensis (Poole S. 58, Note 3):

»Exquisiti conducuntur artifices, construendae Basilicae longitudo et latitudo commensuratur, fundamenta alta propter uliginem undique vicinam jaciuntur, et crebris arietum ictibus insolidam supponendo oneri fortitudinem fortius contunduntur Domino incrementum praestante opus indies altius consurgit. Duae quoque turres ipsis tectorum culminibus eminebant, quarum minor versus occidentem in fronte Basilicae pulchrum intransibis insulam a longe spectaculum praebebat, major vero in quadrifidae structurae medio columnas quatuor, porrectis de ala ad alam arcibus sibi invicem connexas, ne laxae defluerent, deprimebat.«

Es ergeben sich aus diesen Notizen nicht unwichtige Anhaltspunkte für die Beurteilung der angelsächsischen Baukunst. Der Stützenwechsel (parietes quadratis et variis columnis suffulti in Ripon), Emporen (ebenda und in York) und Vierungstürme (in Ramsey) sind Elemente, welche die fränkisch-karolingische Epoche auf die Bahn gebracht hatte und welche dann von der normännischen Baukunst in ein festes System gebracht wurden. Sie beweisen, dass schon vor der Eroberung eine der normännischen verwandte Richtung vorhanden war, infolge deren der neue Stil leichter Eingang und allgemeine Verbreitung fand. Die englisch-normännische Architektur geht gleichwohl nicht unterschiedslos in derjenigen der Normandie auf, sie bewahrt sich vielmehr so manche Besonderheiten, welche im folgenden namhaft zu machen sind.

DER GRUNDRISS. Die auf Taf. 80 vereinigten Beispiele zeigen die strenge Gleichförmigkeit im Plane der normännischen Abteikirchen, welche Gattung alle wichtigen Bauten des 11. Jahrhunderts in sich begreift. Die typischen Merkmale sind: die im Sinne des regelmässigen lateinischen Kreuzes gewählte Disposition des Transseptes und die platt schliessenden Nebenchöre. Von wo und auf welchem Wege — nämlich aus Burgund durch Abt Wilhelm — die letzteren hier eingeführt worden sind, ist im dritten Abschnitt berichtet. Querschiff und Hauptschiff haben stets das gleiche Breitenmass. Die Einteilung des Langhauses folgt dem sogenannten gebundenen System, d. h. auf je zwei Traveen der Seitenschiffe kommt eine Doppeltravee im Hauptschiff. Es ist das Kompositionsgesetz, das wir von Sachsen und der Lombardei her kennen. Jedoch bildet die normännische Doppeltravee kein reines Quadrat, wie die sächsische, sondern gleich der lombardischen ein um ein kleines Teil verlängertes. So sind auch die Kreuzesarme immer ein wenig länger als das rein quadratische

Kreuzesmittel. Eigentümlich ist, wie des öfteren ihre vorspringenden Enden durch je eine Doppelarkade gleichsam als Kapellen abgesondert werden, und zwar zweigeschossig, mit Wiederholung der Apsidiola in der Empore; vgl. S. Michael in Hildesheim, Dom von Aquileja u. s. w.

Von der Abteikirche von Fécamp sind uns leider Aufnahmen nicht bekannt geworden. Zusage Inkersley a. O. p. 151 soll aus der Zeit vor Ankunft des Abtes Wilhelm noch ein Theil eines Umganges mit zwei Kapellen erhalten sein: das wäre also das oben S. 265 f. definierte Schema von S. Martin in Tours. Bemerkenswerterweise kommt dasselbe an keinem späteren Bauwerke mehr vor. Schon die Abteikirche von BERNAY (voll. a. 1025), bei welcher der Einfluss Wilhelms gesichert ist (vgl. Gall. christ. XI. col. 830), zeigt das Cluniacenserschema, das von nun an die Alleinherrschaft hat.

Die vollkommensten Beispiele normännischer Bauweise im 11. saec. sind die Abteikirchen S. Vigor zu CÉRISY, S. Étienne zu CAEN, die Kathedrale von CANTERBURY. Keines dieser Werke ist unverändert auf uns gekommen — in Cérisy fehlen die westlichen Joche, in Caen der Chor, in Canterbury ist der ursprüngliche Zustand nur aus den Grundmauern zu entnehmen —, alle drei zusammen geben indes ein vollständiges Bild, das um so zuverlässiger genannt werden darf, als sie von nahezu gleichen Abmessungen sind und in den erhaltenen Theilen in enger Uebereinstimmung stehen. Die nämliche Chordisposition bei zwei anderen Kirchen in Caen, Ste. Trinité und S. Nicolas.

An die genannten Hauptwerke schliesst sich am engsten S. Georges zu BOSCHERVILLE, wahrscheinlich erst nach a. 1114 begonnen und vor a. 1157 vollendet. Etwas abweichend in der allgemeinen Haltung, ohne Westtürme und mit einfacherer Behandlung des Querschiffes, die Kirche des MONT-SAINT-MICHEL; begonnen nach Brand von 1022, vollendet unter Abt Ranulf (1058—85), nach neuem Brande im Jahre 1112 mit Benützung der alten Pfeiler in einen Gewölbebau verwandelt.

Als Beispiel der Vereinfachung des Planes für die Verhältnisse kleinerer Kirchen diene die von Secqueville (Taf. 79), ein Grundriss, den man ohne Kenntniss der Herkunft für niedersächsisch halten würde.

Verfolgen wir die Weiterentwicklung des normännischen Typus auf englischem Boden, so finden sich gerade im Grundplan sehr belangreiche Veränderungen. Eine feste organische Idee taucht aus denselben jedoch nicht auf, und so bleibt der englisch-normännische Kirchenbau den Schwankungen des freien Ermessens in einem Masse überlassen, das gegen die strenge Gesetzlichkeit des festländischen auffallend absticht und ihm im ganzen nicht zum Vorteil gereicht. Immerhin lassen sich gewisse Gemeinsamkeiten erkennen. Darunter

ist die wichtigste die Dehnung der Chorpartie zu einer oft exorbitanten Länge. Das Beispiel dazu gab schon Erzbischof Anselm von Canterbury, der Nachfolger Lanfrancs, indem er den kaum vollendeten Chor seiner Kathedrale wieder abbrach und ihn dermassen verlängerte, dass nun das Querschiff genau in die Mitte des Ganzen fiel (Taf. 80). Der Beweggrund ist in liturgischen, ja im letzten Grunde in kirchenpolitischen Verhältnissen zu suchen. Es lag in der Politik der normännischen Sieger, den einheimischen Säkularklerus möglichst zu beschränken und einflusslos zu machen, zu welchem Ende man den Kathedralgeistlichen eine Klosterverfassung gab. Von jenseits des Kanals herbeigerufene Mönche mussten die missliebige Reform durchführen helfen. Die Kirchen waren solchermassen zugleich Kloster- und Gemeindekirchen, sie bedurften für die sehr zahlreichen Mönche ausgedehnte Chöre, aber dieselben durften nicht, wie es in einer Klosterkirche oft geschah, in das Schiff vorgeschoben werden, sondern forderten eine bauliche Erweiterung nach Osten. Die dreischiffige Anlage für den Langchor war indiziert. Die Abschlussform wechselt: bald sind es drei parallele Absiden; häufiger, zumal wo grosse Krypten darunter liegen, ein Rundhaupt mit Umgang; meist ohne Kapellen; niemals mit regelmässiger strahlenförmiger Disposition derselben; frühzeitig kommt auch der gradlinige Chorschluss vor, der nachmals in der gotischen Epoche sehr beliebt wurde. — Englisch ist der Geschmack an kolossalen Krypten, wovon die normännischen Kirchen des Festlandes, wohl unter dem Einfluss Clunys, nur sparsam Gebrauch machten. — Die Transsepte pflegen sehr weit über die Fluchtlinien des Langbaus vorzutreten. Ausser einschiffigen und dreischiffigen kommen auch zweischiffige, mit östlichem Seitenschiff, vor. — Derselbe Mangel an festen Bestimmungen wird in betreff der Westseite beobachtet. Dabei kommen vielfach Gestaltungen zum Vorschein, die von den festländischen Gewohnheiten abweichen. Entweder fehlt jede Vorhalle und damit auch das westliche Turmpaar; oder die Vorhalle wird querschiffartig vor die ganze Breite der Front gelegt. Sind Westtürme vorhanden, so treten sie häufig über die Flucht der Seitenschiffe vor oder sind auch wohl ganz seitlich disponiert — wie es die Normannenbauten auf Sizilien, aber niemals diejenigen des französischen Festlandes zeigen. Für kleinere Kirchen wird die sächsische Anlage mit einem Westturm beibehalten.

Eine der bezeichnendsten Eigenheiten der englisch-normännischen Kirchen ist endlich ihre auch im Vorderschiff unerhört gestreckte

Gestalt. Während bei festländischen Bauten die Totallänge, in lichten Mittelschiffbreiten berechnet, sich zwischen 6—8 hält, so ist hier an ganz grossen Kirchen das beliebteste Mass 13—14.

Belege für alles Gesagte auf Taf. 81—83, wo wir von den sehr zahlreichen Normannenbauten Englands nur einige der bezeichnendsten zusammengestellt haben. Ein paar Beispiele kleinerer Kirchen auf Taf. 79.

DER INNERE AUFBAU. Die kleineren Kirchen der Normandie pflegen sich vor dem sonst im nördlichen Frankreich üblichen System nur hinsichtlich der Einzelbehandlung zu unterscheiden. Die spezifischen Ziele der Schule kommen erst an den grossen Abteikirchen zum Vorschein. Hier ist der Aufbau immer dreigeschossig. Die Abseiten des ersten Geschosses sind mit Kreuzgewölben überdeckt; die Emporen haben entweder Balkendecken oder gleichfalls Gewölbe (bald Kreuzgewölbe, bald Halbtonnen mit starker Untergurtung); und zwar findet ein gleichmässiger Fortschritt in dieser Hinsicht nicht statt, da mehrere frühe Beispiele schon Gewölbe, nicht wenige spätere Holzdecken aufweisen. Gegen das Mittelschiff öffnen sich die Emporen in Bögen von gleicher Weite und oft auch gleicher Höhe, wie die unteren Arkaden; in der Regel werden dieselben mit kleineren Bogenstellungen ausgesetzt, zuweilen bleiben sie auch ungeteilt. In der Gestalt der Stützen findet ein regelmässiges Alternieren statt: zwischen Pfeilern und Säulen, oder stärkeren und schwächeren Pfeilern; doch nur an der älteren Baugeneration, während die jüngere, was sehr bemerkt zu werden verdient, des Stützenwechsels sich entwöhnt. Ein weiterer Umstand von Wichtigkeit liegt in den ausserordentlich starken Abmessungen der Pfeilerfläche und der Mauerdicke, sowie in der Verstärkung der Hochmauern durch Vorlagen, die vom Boden bis zur Decke hinaufreichen. Diese Anstalten in Verbindung mit den Gewölben der Emporen weisen unstreitig auf die Absicht, die Hochmauern gegen einen nach aussen wirkenden Druck zu sichern, d. h. die Absicht, das Mittelschiff zu überwölben. In diesem Lichte betrachtet, versteht man auch die wahre Bedeutung der oben konstatierten gebundenen Grundrissanlage. Die so wohlvorbereitete Absicht ist aber schliesslich — man findet keine andere Erklärung, als zu sagen: aus Aengstlichkeit — unausgeführt geblieben. Schon die Gestaltung des obersten Geschosses — Durchbrechung der Mauerdicke durch einen in zierlichen Bogenstellungen gegen das Schiff sich

öffnenden Gang — zeigt, dass der Gedanke der Einwölbung im Laufe der Bauführung aufgegeben war. Er beherrschte, kann man sagen, die normännische Architektur in den zwei Dezennien um die Mitte des 11. Jahrhunderts; dann trat Entmutigung ein; und erst mit Beginn des nächsten Jahrhunderts wurde ein zweiter, endlich zum Ziele führender Anlauf gewagt.

Uebrigens haben auch die Bauten des 11. Jahrhunderts nachträglich allermeist Gewölbe erhalten und es zeigte sich, dass ihre Konstruktion vollständig vermögend war, solche zu tragen. Aber auch ästhetisch war die Massregel im Recht. Das System leidet, wenn die Wölbung nicht ausgeführt wird, an einem inneren Widerspruch. Wohl ist durch die ununterbrochen vom Fussboden zur Decke aufsteigenden Dienste eine nachdrückliche Gliederung der Mauer gegeben, welche auch, unangesehen den konstruktiven Zweck, einen gewissen ästhetischen Wert hat; allein sie verläuft sich zu unvermittelt in die Flachdecke; es scheint etwas angekündigt zu werden, was dann nicht kommt.

Einen anschaulichen Beleg für das letzterwähnte Missverhältnis giebt die perspektivische Ansicht von Peterborough auf Taf. 90. Viel besser wirkt auf der nebenstehenden Abbildung von Cérisy das Gurtbogensystem. Wir möchten glauben, dass dasselbe auch sonst in der Normandie ziemlich häufig zur Anwendung gekommen ist, wenn auch in den meisten Fällen die nachträgliche Einwölbung den Thatbestand verdunkelt hat. (Ein sicheres Beispiel Notre-Dame du Pré zu Le Mans, Taf. 86, 89). Interessant ist diese Erscheinung auch dadurch, dass sie die Reihe der Aehnlichkeiten mit dem lombardischen Bausystem vervollständigt. In der That sind die in der Normandie ergriffenen Vorbereitungsmittel zum Uebergang auf die Gewölbebasilika von den zielverwandten Bestrebungen des übrigen Frankreichs so verschieden und denen der Lombardei in den Grundgedanken so ähnlich, dass die Möglichkeit eines Anstosses von dorthier in ernste Erwägung gezogen werden muss. Nicht umsonst, so möchte man argumentieren, war der einflussreichste Kirchenmann der Normandie in der Zeit Wilhelms des Eroberers, Lanfranc, ein Lombarde von Geburt. Es ist notorisch, dass derselbe Landsleute nach sich zog, wir erinnern nur an den berühmten Anselm, und es können darunter ja ganz wohl baukundige Männer gewesen sein. Alles freilich nur Vermutungen! Indes verträgt sich mit ihnen die Thatsache recht gut, dass die beregte Verwandtschaft mit der lombardischen Weise gerade die um die Mitte des Jahrhunderts im Bau begriffenen Werke trifft, während bei den späteren die Aehnlichkeit verblasst. Die geschichtlichen Zusammen-

hänge, deren Ahnung uns hier aufgeht, sind merkwürdig genug. Denn es sind nicht fremdartige, sondern urverwandte Formen, die hier zusammentreffen. Wir haben früher (S. 190) gesehen, dass das lombardische gebundene System einem fränkisch-karolingischen Gedankenkreise angehörte und dass ein wichtiges Element desselben, der Stützenwechsel mit Emporen, im nördlichen Frankreich ununterbrochen fortlebte. Indem die aufstrebende normännische Architektur lombardische Baugedanken zu Hilfe ruft, greift sie nur scheinbar in die Ferne: in Wahrheit stellt sie den Zusammenhang zweier ursprungsgleicher Entwicklungsreihen wieder her.

Dass der normännische Grundriss und das normännische System des Aufbaus nicht gemeinsam konzipiert sind, lehrt die Abteikirche von BERNAY. Das charakteristische Gepräge der Ost- und Querpartie ist vollkommen fertig, dagegen zeigt das Langhaus noch nicht die gebundene Einteilung. Von dem Bilde, das Taf. 86 u. 89 zeigen, gehört nur das untere Geschoss bis zum Gurtgesims der ursprünglichen Anlage (vollendet a. 1025), und auch diese nicht unverändert; die den Pfeilern vorgelegten Halbsäulen sind ein jüngerer Zusatz, vgl. die Nebenfigur zum Grundriss Taf. 79; die Kuppelgewölbe über den Seitenschiffen sogar erst modern. Nach Abzug alles dessen erscheint ein System, das demjenigen von S. Martin zu Angers oder der alten Kathedrale von Beauvais (Taf. 84, 85) ähnlich sieht. Vgl. die Untersuchungen von Bouet im Bull. mon. t. 31.

Das älteste Beispiel des vorzugsweise so zu nennenden normännischen Systems giebt die jetzt in Ruinen liegende Abteikirche von JUMIÈGES (Taf. 86, 89). Erbaut a. 1040—1067. Sehr ausgeprägter Stützenwechsel. Ob Gewölbe- oder nur Gurtbögen beabsichtigt waren, ist ungewiss. Das Ganze macht einen schwankenden Eindruck, es fehlt der schöpferische Hauch. In vollem Masse ist derselbe vorhanden in S. ÉTIENNE zu CAEN; begonnen zwischen 1063 und 1066, geweiht a. 1077. Auf Gewölbdecke angelegt, mit Flachdecke vollendet, zu Anfang des folgenden Jahrhunderts doch in Gewölbdecke umgewandelt. Die Restitution des ersten Zustandes nach Bouet und Ruprich-Robert (Taf. 87 u. 89 links) ist für uns nicht durchaus überzeugend. Die Gewölbe der Emporen könnten ganz wohl ursprünglich, und die Doppeltraveen im Lichtgaden durch Gurtbögen eingerahmt gewesen sein, kurz der Zustand von a. 1077 könnte im wesentlichen dem Bilde entsprechen, das S. VIGOR zu CÉRISY darbietet. Dieser von Herzog Robert gegründete Bau wurde von Wilhelm fortgesetzt, »usquequo ipse Monasterium sancti Stephani . . . aedificavit.« Formen und Masse des Grundrisses sind identisch; also wohl in S. Étienne von S. Vigor entlehnt, dagegen die oberen Geschosse von S. Vigor erst nach S. Étienne

zur Ausführung gekommen. — Cérisy zu besuchen hat uns die Gelegenheit gefehlt; von S. Étienne in Caen haben wir den Eindruck empfangen, dass es das von den prunkvollen Erzeugnissen der jüngeren Schule nicht   berbotene Meisterwerk der normännischen Architektur und überhaupt dem Besten zuzuzählen sei, was der romanische Stil irgendwo hervorgebracht hat.

Die ersten Normannenbauten in England schliessen sich eng an die festländischen Vorbilder an. Indes diese letzteren waren gerade in der der Eroberung zunächst folgenden Zeit an der Erreichbarkeit ihres höchsten Zieles, der vollständigen Ueberwölbung, irre geworden. Was aber auf dem Festlande nur ein vorübergehender Verzicht war, wurde in England ein dauernder. Die als Vorstufen der Ueberwölbung bedeutsamen Motive des normännischen Systems verkümmern und schwinden: so die Gewölbe der Emporen, die durchweg der Sparrendecke Platz machen; so der Stützenwechsel, von dem höchstens einige unklare Nachklänge übrigbleiben ¹⁾; von der Anwendung der grossen Gurtbögen im Mittelschiff findet sich keine Spur; nur die halbrunden Dienste werden, obgleich sie bei der reinen Flachdecke konstruktiv bedeutungslos sind, beibehalten; ingleichen die unverhältnismässig mächtigen Mauerdicken. Erst ganz am Ende der romanischen Epoche treten vereinzelt gewölbte Mittelschiffe auf.

Das Hauptbeispiel der älteren Periode — da die Kathedrale von Canterbury zu E. saec. 12. gotisch umgebaut wurde — ist das Querschiff der Kathedrale von WINCHESTER, begonnen 1079, vollendet 1093 (Taf. 81, 88); ein massig strenger Bau, der im System noch mehr an S. Vigor in Cérisy wie an S. Étienne in Caen erinnert. Nahe verwandt das System der Kathedrale von NORWICH, begonnen 1096. (Die Ansicht Ruprich-Roberts, dass hier sechsteilige Kreuzgewölbe beabsichtigt gewesen seien, können wir nicht teilen.) Wiederum die gleiche Komposition, doch etwas schlanker in den Verhältnissen und zierlicher in der Behandlung, hat die Kathedrale von ELY; begonnen von Bischof Simeon, einem Bruder des Erbauers der Kathedrale von Winchester, vollendet erst a. 1174 (Taf. 88, 89). Endlich in reichster Ausbildung die Kathedrale von PETERBOROUGH, der Chor vollendet 1140, das Langhaus 1177—93 (das System des letzteren Taf. 88). — Ausser der Linie

¹⁾ Dagegen kommt der Stützenwechsel in nachdrücklicher Behandlung zuweilen an kleineren Kirchen ohne Emporen vor, z. B. Taf. 85 S. Peter in Northampton und die Kirche zu Vesterwig auf Jütland, die in den Details englischen Einfluss bekundet.

steht mit ihrer ganz schmucklosen Behandlung und ihrer selbst in England auffallenden Massivität die Kirche von SAINT-ALBANS; schon vor der Eroberung in Vorbereitung genommen, unter dem Abte Paul, einem ehemaligen Mönche aus Caen, ausgeführt und a. 1115 geweiht. (Unser Querschnitt, Taf. 89, nach Buckler stimmt mit dem System Taf. 87 nach Ruprich-Robert insofern nicht überein, als letzterer eine selbständig beleuchtete Empore angiebt.)

Neben dem bisher betrachteten unverändert normännischen Systeme besteht ein zweites, bei welchem die Scheidbögen von dicken Rundpfeilern getragen werden. Da dasselbe in der Normandie, mit Ausnahme einiger Denkmäler von untergeordneter Bedeutung nicht vorkommt, darf man darin vielleicht ein Fortleben sächsischer Ueberlieferungen erkennen. Es fehlt der Komposition dieses Systemes die strenge Konsequenz des normännischen.

ST. BODOLPH zu COLCHESTER (Ruine) ein in Anbetracht seiner späten Erbauungszeit, zu Anfang saec. 12., äusserst roher Bau (Taf. 88). In einfacher Behandlung finden wir das System in der Kathedrale von CARLISLE (Taf. 87), von deren romanischem Schiff noch zwei Arkaden stehen. Sie hat im Lichtgaden das normännische Motiv des Laufganges. Die a. 1138 begonnene und sehr langsam ausgeführte Kathedrale S. Magnus zu KIRKWALL auf den Orkneyinseln hat im Schiff einfache Rundpfeiler, im romanischen Teile des Chores (Taf. 86) einen Rundpfeiler und einen eckigen mit halbrunder Vorlage; auf Flachdecke angelegt, in später Zeit als Gewölbebau vollendet. In reicherer Ausbildung, mit elegant behandelten Emporenbögen finden wir das System an St. Bartholomew in LONDON, West Smithfield (Taf. 87), sowie an der Abteikirche von MALMSBURY; diese schon mit spitzbogigen Arkaden. STEYNING (Taf. 88) ohne Empore, mit reich geschmückten Scheidbögen, scheint in seinen oberen Theilen modern zu sein. In allen diesen Beispielen fehlen die aufsteigenden Dienste des eigentlichen normännischen Systems; mit Rundpfeilern verquickt zeigen sie sich im Chor von PETERBOROUGH und in der Prioratskirche von BINHAM. Ein glänzendes Beispiel aus spätromanischer Zeit die Abteikirche zu KELSO (Taf. 90). Zuweilen sind die Rundpfeiler bei enger Stellung verhältnismässig höher, wodurch das Gepräge des Systems, im allgemeinen nicht zu seinem Vorteil, wesentlich verändert wird. Hierher gehört das Schiff der Kathedrale zu GLOUCESTER (Taf. 87); ähnlich behandelt ist das der Kathedrale zu HEREFORD und der Chor der Abteikirche zu TEWKSBURY. — Bei dieser Anordnung verliert das Triforium an Bedeutung und rückt sehr hoch hinauf. In der Kathedrale von OXFORD ist das System der höheren Pfeiler in sehr eigen-

tümlicher Weise mit dem der niedrigen verquickt, der Scheidbogen tritt etwas über der halben Höhe des Pfeilers auf Konsolen aus diesem heraus, der Pfeiler aber ist höher geführt und trägt einen Blendbogen, unter welchem das Triforium steht. Die Verbindung befriedigt in keiner Weise. Besser geglückt ist der Versuch im Chor der Abteikirche zu JEDBURGH in Schottland (Taf. 90). Die Formbehandlung ist äusserst kräftig und der Eindruck ein sehr malerischer. Höheren architektonischen Anforderungen genügt das System freilich nicht.

Ein drittes System ergibt sich endlich aus der Kombination des Rundpfeilersystems mit dem normännischen. Als Beispiel die Abteikirche zu WALTHAM (Taf. 87, 89). Es ist Wechsel ohne festen Rhythmus, da die an der gleichen Stelle des Systems wiederkehrenden Stützen immer eine andere Dekoration erhalten.

Die Veränderungen, die in England mit dem normännischen Typus vor sich gehen, bedeuten nichts weniger als eine organische Fortentwicklung desselben. Worauf sie hinauslaufen, das ist eine höchst einseitige Steigerung der Raumentfaltung und Wendung der ursprünglichen herben Einfachheit zu Pracht und Würde. Die Pfeiler erhalten durch vielfache Einsprünge und Besetzung mit Halbsäulen eine übermässig zusammengesetzte Gestalt. Die breiten Leibungsflächen der Scheidbögen werden durch mehrfache Untergurtung und Häufung der Profile in nicht immer klarer Weise belebt (vgl. z. B. den Fortschritt in der Reihe Winchester-Ely-Peterborough). Während Kapitelle und Gesimse schmucklos bleiben, werden Bogenfelder und Zwickel mit Mustern von Rauten, Schuppen, Flechtwerk in kräftigem Relief überzogen; Zickzackstäbe werden auf die Bogenprofile gesetzt; Spiralfurchen in weiten Abständen umziehen die Rundpfeiler oder durchschneiden sich in zwei entgegengesetzten Läufen, rautenförmige Flächen erzeugend; wo nur immer ein schicklicher Platz sich bietet, ist mit unsäglichem Fleiss Zierat an Zierat gereiht und überall sind es dieselben harten geometrischen Formen. Dieser strotzende Reichtum atmet aber keine Heiterkeit, starr und streng wie eine eiserne Rüstung umschliesst er den Gliederbau, dessen Schwerfälligkeit und Derbheit er nicht vergessen macht. Man gewahrt darin eine Ueberfülle von Kraft, die aber gleichsam von ihrer eigenen Last gedrückt, nicht frei sich auszuleben vermag. Und so scheint auch die Raumentfaltung einer inneren Hemmung zu unterliegen. Je endloser die Schiffe sich in die Längenrichtung hindehnen, um so entschiedener hat man den Eindruck, dass sie eng, niedrig, gepresst seien; die dichtgestellten massigen Pfeiler verwehren die Durchsicht in die Seiten-

schiffe, und folgt der Blick dem trotzigen, starkgliedrigen Stützen-
gerüste nach oben, so findet er nichts als das magere Sparrenwerk
der Empore und die leichte Täfelung der Mitteldecke. Es ist, als
ob der kreissende Berg eine Maus geboren habe.

Beschreibung der Tafeln.

Tafel 79.

GRUNDRISSE.

1. *Poitiers: S. Jean*. Gewöhnlich als Taufkapelle erklärt, nach neuer-
licher Vermutung Eingangshalle in einen Vorhof. — Vorkarolingisch.
Archives mon. hist.
2. *S. Générout*. — saec. 10. Spätzeit, die schraffierten Teile jünger.
— Gailhabaud.
3. *Angers: Saint-Martin*. — A. saec. 11. — Gailhabaud. (Auf der
Tafel die Unterschriften von 2 u. 3 vertauscht.)
4. **Béziers: S. Aphrodise*. — saec. 10. — Bezold.
5. *Remy l'Abbaye*. — saec. 11 (?) — Woillez.
6. *Montmille*. — saec. 11 (?) — Woillez.
7. *Morienval*. — saec. 11 u. 12. — Ramée, hist. gén. de l'arch.
8. *Epy*. — saec. 11—12. — Taylor et Nodier.
9. *Loupiac*. — saec. 12. — Archives mon. hist.
10. *Bresles*. — saec. 11 (?) — Woillez.
11. *Hermès*. — saec. 11 (?) — Woillez.
12. *Peel Castle* (Insel Man). — Grose.
13. *Iffley*. — saec. 12. — Britton.
14. *Colchester: S. Rodolph*. — saec. 12. — Britton.
15. *Secqueville*. — saec. 12. — Ruprich-Robert.
16. *S. Peter zu Northampton*. — saec. 12. — Britton.

Tafel 80.

1. *Bernay*. — Um 1024 im Bau begriffen. — Bull. mon.
2. *Boscherville: S. Georges*. — Begonnen a. 1050 (?) — Ruprich-
Robert.
3. *Cerisy la Forêt: S. Vigor*. — Begonnen 1030 (?) — Ruprich-
Robert.
4. *Canterbury: Kathedrale*. — E. saec. 11. — Willis.
5. *Caen: Saint Étienne* (abbaye aux Hommes). — Beg. a. 1063. —
Pugin.
6. *Mont-Saint-Michel*. — saec. 11., Chor saec. 13. — Viollet-le-Duc.

Tafel 81.

1. *Saint Albans*. — Spätzeit saec. 11, geweiht 1116, gotisch erweitert: die untere Hälfte des Chores giebt eine Restauration des ursprünglichen Zustandes. — Buckler.
2. *Winchester: Kathedrale*. — Beg. a. 1079. Die obere Hälfte restauriert, der Chor nach der in der Krypta gegebenen Grundlage; Chor gotisch. — Britton.
3. *Peterborough: Kathedrale*. — Gegr. 1117, Vollendung des Chors 1140, Querschiff 1160, Schiff 1177—93. — Britton.

Tafel 82.

1. *Ely: Kathedrale*. — Voll. 1174. — Ruprich-Robert.
2. *Norwich*. — Gegr. 1096, ursprünglich wohl nicht mit sechsteiligen Gewölben, sondern flach gedeckt. — Ruprich-Robert.
3. *Durham: Kathedrale*. — Mitte saec. 12. — Billings.

Tafel 83.

1. *Tewksbury*. — saec. 12. — *Monasticon anglicanum* (Dugdale).
2. *Tournay: Kathedrale*. — 1. Hälfte saec. 12. — Renaud.
3. *Romsey*. — saec. 12. — Britton.
4. *Hereford: Kathedrale*. — Romanische Teile aus saec. 12. — Britton.
5. *Kirkwall: S. Magnus*. — Beg. 1137. — Worsaae.
6. *Chichester: Kathedrale*. — Beg. 1170; nach Bränden 1114 u. 1186 restauriert; gotische An- und Umbauten zwischen 1282 u. 1385. — *Monasticon angl.*

SYSTEME.

Tafel 84.

- 1, 2. *Poitiers: S. Jean*. — *Archives mon. hist.*
- 2, 3. *St. Générout*. — c. a. 1000. — Gailhabaud, Arnould.
- 5, 6. *Loupiac*. — saec. 12. — *Archives mon. hist.*
7. *N. Dame sur l'eau*. — saec. 11—12. — Ruprich-Robert.
8. *Angers: S. Martin*. — 1. H. saec. 11. — Gailhabaud.
9. *Brixworth*. — saec. 10 (?) — Britton.

Tafel 85.

1. *Beauvais: Basse-oeuvre*. — saec. 10. — Woillez.
2. *Montmille*. — saec. 11. — Woillez.
3. *Tracy-le-val*. — saec. 12. — De Baudot.
4. **Beaugency: N. Dame*. — 2. H. saec. 11. — Dehio.
5. *Pont-Audemer*. — saec. 12. — Ruprich-Robert.
6. *Northampton: S. Peter*. — saec. 12. — Britton.
7. *Graville*. — saec. 12. — Ruprich-Robert.

8. *Etretat*. — saec. 11—12. — Ruprich-Robert.
9. *Vestervig*. — 1197 vollendet. — Nord. Univ. Tijdschrift, 1856.
10. *Than*. — saec. 12. — Ruprich-Robert.

Tafel 86.

1. *Montier-en-Der*. — 1. H. saec. 11. — Archives mon. hist.
2. *Reims: S. Remy* (Querschiff). — 1. H. saec. 11. — Leblan, Dehio.
3. *Bernay*. — c. a. 1024. — Ruprich-Robert.
4. *Le Mans: N.-D. du Pré*. — c. a. 1100. — Viollet-le-Duc.
5. *Vignory*. — M. saec. 11. — Archives mon. hist.
6. *Reims: S. Remy* (Langhaus). — Gailhabaud, l'architecture etc.
7. **Soignies (Zinik): S. Vincent*. Links der jetzige Zustand, rechts Restauration. — saec. 10—11. — Aufnahme der Schüler des Collège de S. Vincent und Skizzen von Bezold.
8. *Tournay: Kathedrale*. — saec. 12. — Renard.
9. *Jumièges*. — saec. 11. — Ruprich-Robert.

Tafel 87.

1. *Saint Albans*. — saec. 11—12. — Ruprich-Robert.
2. *Caen: Saint Étienne*. — Nach 1063. — Restauriert nach Bouet, unter Zugrundelegung der Aufnahme von Ruprich-Robert.
3. *Boscherville: S. Georges*. — saec. 11. — Ruprich-Robert.
4. *Cerisy: S. Vigor*. — 2. H. saec. 11. — Ruprich-Robert.
6. *Mont-Saint-Michel*. — saec. 11. — Ruprich-Robert.
7. *Gloucester: Kathedrale*. — saec. 12. — Britton.
8. *Carlisle: Kathedrale*. — saec. 12. — Billings.
9. *London: S. Bartholomew*. — saec. 12. — Carter.
10. *Waltham*. — 2. H. saec. 12. — Ruprich-Robert.

Tafel 88.

1. *Peterborough* (Schiff). — saec. 12. Spätzeit. — Ruprich-Robert.
2. *Romsey* (Chor). — saec. 12. — Ruprich-Robert.
3. *Winchester* (Querschiff). — E. saec. 11. — Ruprich-Robert.
4. *Ely* (Schiff). — Vollendet 1174. — Ruprich-Robert.
5. *Oxford*. — Geweiht 1180. — Britton.
6. *Steyning*. — saec. 12. — Britton, Arch. aut.
7. *Colchester: S. Bodolph*. — saec. 12. — Britton, Arch. aut.
8. *Bayeux: Kathedrale*. — Nach 1159. — Pugin.

QUERSCHNITTE.

Tafel 89.

1. *Caen: Saint Étienne*; links restauriert, rechts jetziger Zustand. — Ruprich-Robert.
2. *Cerisy: Saint Vigor*. — Ruprich-Robert.

3. *Saint Albans*. — Buckler.
4. *Ely: Kathedrale*. — Ruprich-Robert.
5. *Bernay*. — Ruprich-Robert.
6. *Le Mans: N.-D. du Pré*. — Viollet-le-Duc.
7. *Waltham*. — Ruprich-Robert.
8. *Graville*. — Ruprich-Robert.
9. *Jumièges*. — Ruprich-Robert, Gall. christ.
10. *Tournay*. — Renard.

Tafel 90.

PERSPEKTIVEN.

1. *Peterborough*. — Nach geometrischen Aufnahmen.
2. *Cérisy*. — Nach geometrischen Aufnahmen.
3. *Jedburgh*. — Billings.
4. *Kelso*. — Billings.